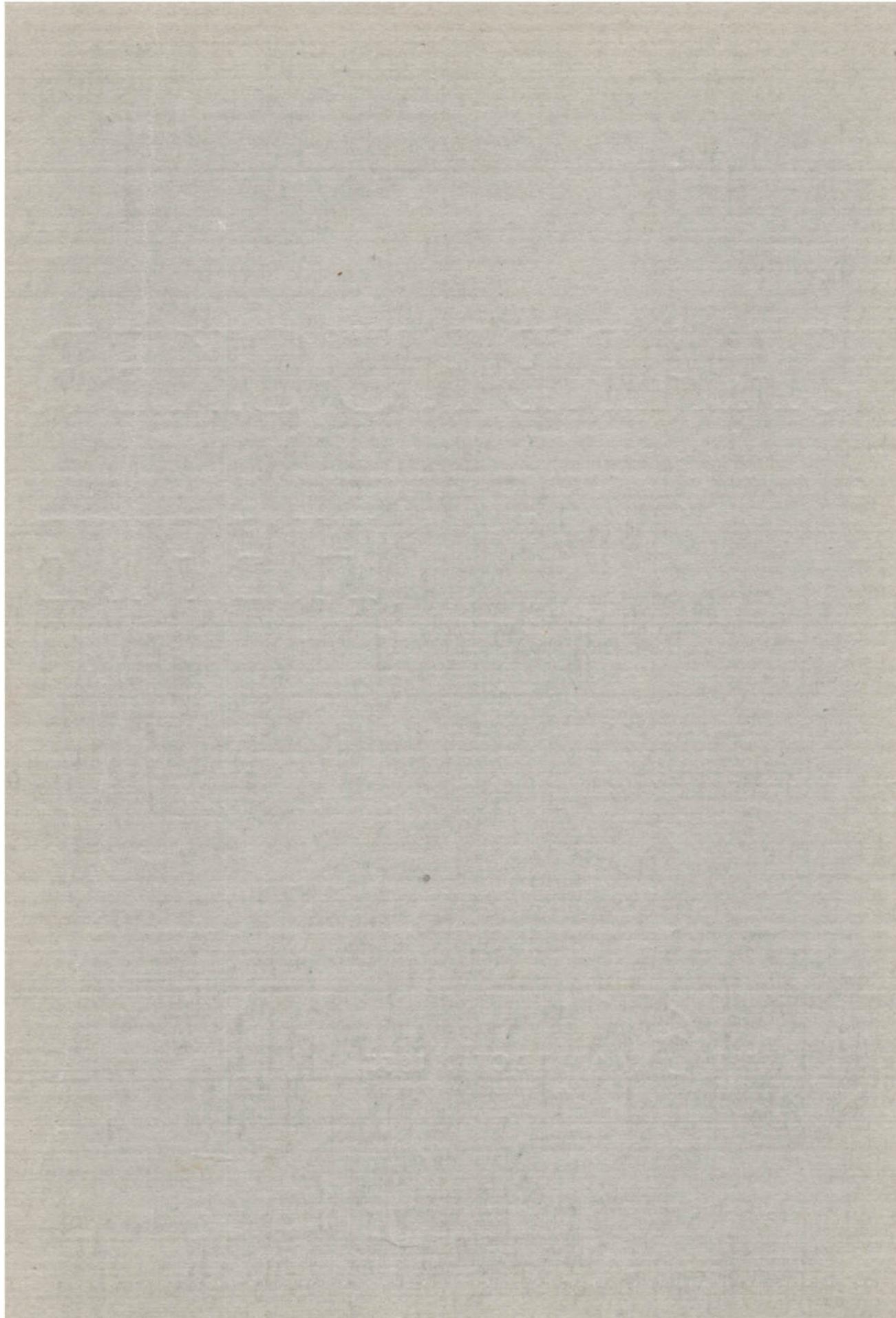


SAARBRÜCKER  
HEFTE

HEFT 6 SAARBRÜCKEN 1957







# SAARBRÜCKER HEFTE

HERAUSGEGEBEN

VOM KULTUR- UND SCHULAMT

DER STADT SAARBRÜCKEN

HEFT 6 1957



MINERVA-VERLAG SAARBRÜCKEN

Die „Saarbrücker Hefte“ erscheinen halbjährlich / Schriftleiter: Karl Schwingel, Ottweiler, Martin-Luther-Straße 36 / Stellvertreter: Friedrich Margardt / Herausgeber: Kultur- und Schulamt der Stadt Saarbrücken / Nachdruck ohne vorherige Zustimmung der Schriftleitung nicht gestattet; alle Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten; für unverlangte Einsendungen haftet die Schriftleitung nicht / Preis des Einzelheftes: 300,- Frs. / Führen in Lesezirkeln nur mit Genehmigung / Druck: Buchdruckerei und Verlag Karl Funk, Saarbrücken / Typograph. Gestaltung: Eugen Krauß

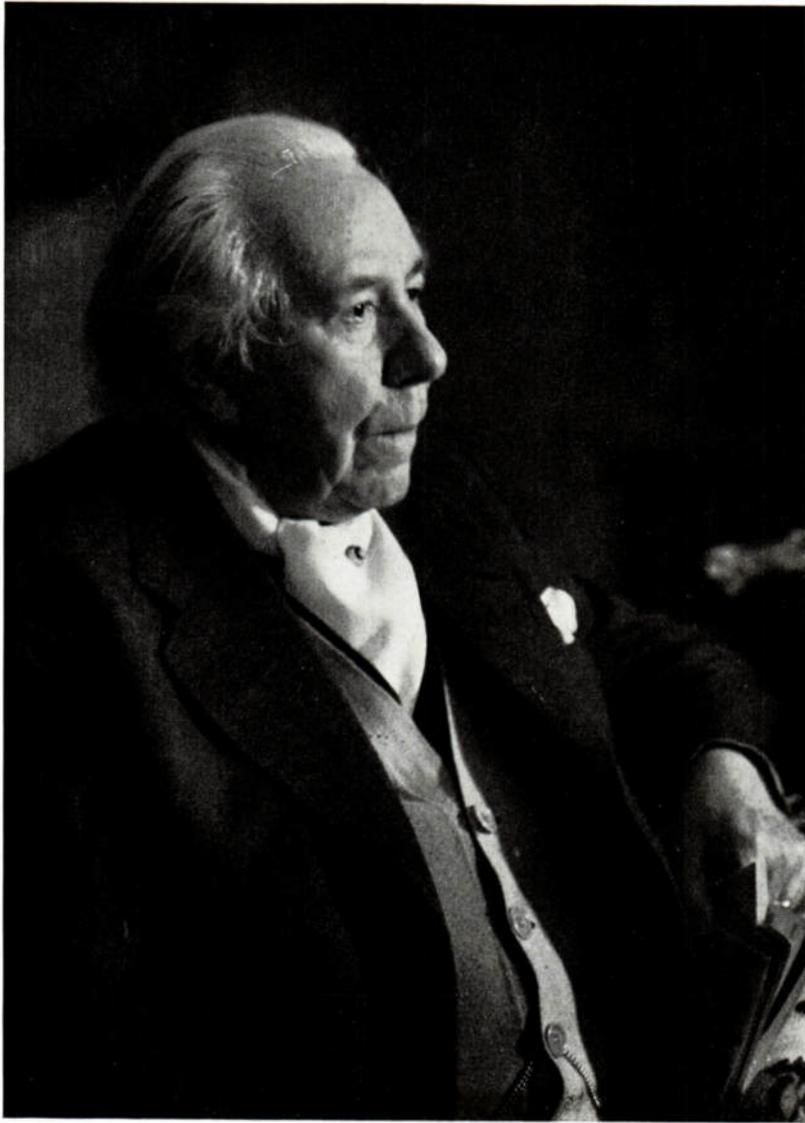
## INHALTSVERZEICHNIS

|         |   |
|---------|---|
| Seite 7 | In Memoriam Karl Lohmeyer<br>von J. A. Schmoll gen. Eisenwerth  |
| 9       | Die Wiederbelebung des Bürgerschaftsgedankens<br>als eigentliches Ziel kommunaler Kulturarbeit<br>von Heinrich Gremmels |
| 17      | Das Straßburger Frauenhaus-Museum<br>von Hans Haug  |
| 24      | Das Fragment einer St.-Bernhard-Statue<br>aus dem Kloster Wörschweiler<br>von J. A. Schmoll gen. Eisenwerth             |
| 30      | Die Trierer Porzellan-Manufaktur St. Martin<br>von Walter Dieck   |
| 35      | Die Glashütten der Deutschen Ballei von 1600 – 1632<br>von Henri Hiegel   |
| 45      | Die Deutsche Ballei im alten Lothringen<br>von A. Jacob   |
| 49      | Herzog Karl August II. von Pfalz-Zweibrücken<br>von Kurt Baumann  |
| 68      | Die Wandlungen in der Kulturlandschaft<br>des Lothringischen Kohlenreviers seit Ende des Krieges<br>von Hans Ried       |
| 77      | Münze und Museum<br>von Erhard Dehnke   |
| 81      | Saarländischer Kunstbesitz auf Reisen<br>von Erich Bourfeind  |
| 85      | Rolf Müller-Landau<br>von Walter Schmeer  |
| 87      | Ausstellungen des Saarlandmuseums<br>von Walter Schmeer   |

*Für die nächsten Hefte sind u. a. folgende Beiträge vorgesehen:*

*Prof. Dr. J. A. Schmoll gen. Eisenwerth: Karl Lohmeyer. Leben und Werk / Josef Valentiny, Attaché am Staatsmuseum Luxemburg: Kunstdenkmäleraufnahme im Großherzogtum Luxemburg / Dipl.-Ing. Dr. Krajewski: Das neue Saarbrücken. Planung und Wiederaufbau / Dr. Hans Günther Binkle: Die Situation der eisenschaffenden Industrie an der Saar nach dem 2. Weltkrieg / Stadtarchivrat Dr. Laufner: Die Geschichte der Moselkanalisierung bzw. »Regulierung bis 1957 / Unsere Literaturbeilage, darin Prof. W. H. Recktenwald: Über das Menschenbild im zeitgenössischen Drama / Alfred Petto: Das Mädchen Annina. Eine Funkerzählung / Johannes Kühn: Junge Lyrik / u. a. m. Ferner die Kultur- und andere Berichte.*





KARL LOHMEYER



KARL LOHMEYER IN SEINEM HEIM, DEM »NUSSBERGER HOF« IN SAARBRÜCKEN

## IN MEMORIAM

### KARL LOHMEYER

Am 8. November 1957 verstarb in seinem Saarbrücker Heim, zwei Monate vor der Vollendung des 80. Lebensjahres, Geheimrat Dr. h. c. Karl Lohmeyer, der frühere langjährige Direktor des Kurpfälzischen Museums in Heidelberg. Karl Lohmeyer genießt im Saarland das Ansehen eines Erforschers der heimatlichen Kultur, am volkstümlichsten repräsentiert in seiner großen Sammlung der „Sagen der Saar“, die auch den Raum des lothringischen Oberlaufs der Saar mitumfaßt. Mit diesem Werk hat er sich ein bleibendes Denkmal im Herzen der Saarbevölkerung gesetzt. Seine Untersuchungen über das Kunsthandwerk, über Künstlerfamilien, über die soziologischen, genealogischen und kunstgeschichtlichen Verhältnisse im Kreise der geistlichen, fürstlichen und bürgerlichen Auftraggeber gipfelten in einer Reihe grundlegender Veröffentlichungen zur Barockarchitektur. Neben den Monographien über den Nassau-Saarbrückischen Baudirektor F. J. Stengel, den Kurtrierischen Baumeister J. Seitz und Studien zur Tätigkeit von M. von Welsch in Mainz und B. Neumann in Würzburg faßte er unter dem von ihm geprägten Begriff des Rheinisch-Fränkischen Barock die Blüte der Baukunst des 18. Jahrhunderts im südwestdeutschen Raum nach Architekten und Bauherren gegliedert in einem längst vergriffenen Werk zusammen, das auch neue Methoden der Quellenerschließung höchst fruchtbar anwandte. Seine Beiträge zur Barockbaukunst in Deutschland, Frankreich und Italien – bis Sizilien hinab – brachten ihm internationalen Ruf. Sein Aufbau des Heidelberger Museums, seine Erforschung der fürstlichen Porzellanmanufakturen, seine Arbeiten über die Heidelberger Romantik und über den Frührealismus (Issel), seine bedeutenden Ausstellungen und Kataloge – alles das sei herausgegriffen aus der großen Summe seiner Tätigkeiten und Leistungen, die verdienten, ausführlicher gewürdigt zu werden. Bis zuletzt war Lohmeyer rastlos tätig, obwohl seit Jahren leidend und ständiger Kurgast in den kleinen Bädern der Franche-Comté und Luxemburgs, die seinem Geschmack entsprachen, oder letztthin in Baden-Baden. Für alle, die ihn näher kannten, war er die liebenswürdige Verkörperung einer untergehenden Lebenskultur. Im 18. Jahrhundert fühlte er sich völlig zu Hause. Seine Erscheinung erinnerte an die Goethezeit, sein Brief- und Aufsatzstil war mitunter altfränkisch-kraus voller skurriler Wendungen, seine Erzählerkunst höchst genial im Maßhalten zwischen wissenschaftlich-weitschweifigen Detaillierungen und knappem historischem Aperçu. Er war einer der letzten, der die westliche Geistigkeit kulturgeschichtlicher Causerie vollkommen beherrschte. Durch sein unglaubliches Wissen und sein präzises Gedächtnis in Fragen der Barock- und Biedermeierepoche bildete er eine lebendige Quelle, aus der Generationen von Forschern und Ratsuchenden zwischen Prag und Paris schöpften. Aber er griff auch gerne mit scharf und bisweilen spitz formulierten Äußerungen in aktuelle Kulturfragen klärend ein. Er war kein Feind der Moderne, wie Kurzsichtige meinten – er bekannte sich noch kürzlich zu Le Corbusiers Wallfahrtskirche in Ronchamp, die er besuchte –, er war ein Freund organischen Wachstums im Bereich der Formen, dem Modischen und ungesunder Neuerungssucht abhold. Er fühlte sich verantwortlich für die großen und auch für die bescheideneren Leistungen der Vergangenheit, die z. B. im

Architekturbild seiner Vaterstadt Saarbrücken zu erhalten ihm als selbstverständliche Pflicht vor der eigenen Herkunft erschien. Was auf diesem Gebiete aus Unverständnis oder Leichtfertigkeit gesündigt wurde, schmerzte ihn tief. Die Mahnung des nun verstorbenen Ehrenbürgers der Stadt Saarbrücken sollte hier immer lebendig bleiben. Aus einem vitalen Verantwortungs- und Geschichtsbewußtsein war seine Stimme darüber hinaus immer die des guten Gewissens in politisch und kulturell unsicher-schwankenden Zeitläuften.

Karl Lohmeyers Leistungen wurden vielfach geehrt. Ihm verliehen die Städte Heidelberg, Saarbrücken und Ottweiler die Ehrenbürgerrechte. Er war einer der letzten Deutschen, die mit selbstverständlicher Würde die Auszeichnungen des Luxemburgischen Großherzoghauses trugen, das Komturkreuz vom Orden König Adolfs von Nassau und den Titel eines Geheimen Hofrats. Zur akademischen Ehrung trugen drei Hochschulen bei, deren geographische Lage und deren unterschiedliche Tradition sich in Lohmeyers Bewußtsein zur organischen Einheit seines Lebenswerks symbolisch verbanden: er war Dr. Ing. e. h. der Technischen Hochschule Karlsruhe für seine baugeschichtlichen Forschungen im südwestdeutschen Raum, er war Dr. phil. h. c. der althehrwürdigen Ruperto=Carola zu Heidelberg, an der er studiert und in deren Nachbarschaft er am längsten beruflich gewirkt hatte, und er war der erste und bisher einzige Ehrendoktor der jüngsten deutschen Universität, die zugleich die Alma Mater seiner engeren Heimat wurde, in Saarbrücken.

FÜR DEN REDAKTIONSAUSSCHUSS DER SAARBRÜCKER HEFTE

*Prof. Dr. J. A. Schmoll gen. Eisenwerth*

Dekan der Philosophischen Fakultät  
Direktor des Kunsthistorischen Instituts  
der Universität des Saarlandes

## DIE WIEDERBELEBUNG DES BÜRGERSCHAFTSGEDANKENS ALS EIGENTLICHES ZIEL KOMMUNALER KULTURARBEIT

VON HEINRICH GREMELS

Ein Besuch der muselmanischen Großstädte wie Fes und Meknes führt zwar tief ins arabische Mittelalter, aber erweckt keineswegs die bekannten märchenhaften Stimmungen aus den Geschichten von tausendundeiner Nacht. Im Gegenteil: Wie atmen wir auf, welches Gefühl der Befreiung überfällt uns, wenn wir aus den Höhlen und Schächten dieser bis an den Rand mit Elend und Krankheit gefüllten Städte wieder heraus sind und dann ins Licht und die Weiträumigkeit, Sicherheit und Ordnung, Sauberkeit und Gepflegtheit der benachbarten europäischen Neustädte kommen! Wer einmal durch die Massen von Unrat, Urin und Kot gewatet ist, die in jenen orientalischen Städten die Luft verpesten und das Leben verseuchen, wird Verständnis dafür haben, daß ich den besonderen Ruhm der europäischen Zivilisation in der restlos geglückten Fäkalienbeseitigung sehe. Mit Recht preisen wir daher auch die alten Römer als Väter aller europäischen Zivilisation, weil gerade sie mit der segensreichen Entdeckung in die Weltgeschichte eintraten, daß eine Stadt ohne „cloaca maxima“ lebensunfähig oder zumindest genau so wenig lebensfähig ist wie ein Mensch, der ohne After geboren wird.

Kein Zweifel also: die Perfektion der kommunalen Wasser- und Abwassertechnik ist das A und O aller Zivilisation, und wir bejahen sie also freudig mit all ihren anderen das Leben erleichternden und verschönenden Errungenschaften. Doch dürfen wir darüber niemals ihre Schattenseite übersehen, die sich zwar nicht auf den ersten Blick, aber nach einigem Nachdenken ebenso deutlich wie die Lichtseite offenbart.

Ich meine jetzt die trostlosen Melancholien, die uns bei längerem Aufenthalt in den modernen Stadtteilen von Fes und Meknes unausweichlich überfallen, Stimmungen, die auf das geistige Vakuum zurückzuführen sind, das uns dort entgegengähnt. Die Bevölkerung scheint an nichts anderem interessiert zu sein als an Geldverdienst, Essen, Trinken, mondänen oder billigen Vergnügungen. Von einem echten kulturellen Leben oder bürgerschaftlichen Gemeingeist oder auch nur einem kommunalen Gemeininteresse kann überhaupt keine Rede sein. Wie auffällig hebt sich dagegen die arabische Stadt ab, zumal an Feiertagen, wenn dann aus allen Moscheen und Häusern ununterbrochen die Gebete der Gläubigen auf die leeren Gassen schallen. Freilich ist uns diese maßlose religiöse Faszination ebenso unbegreiflich wie unheimlich, aber keiner wird bestreiten können, daß hier seelische und geistige Energien aufgespart sind, die – wie die jüngste Vergangenheit beweist – nur darauf warten, sich in revolutionären Taten auszuleben und denen dort der Europäer trotz all seiner zivilisatorischen Vollkommenheit nichts anderes entgegensetzen hat als eine entsetzliche Angst.

Und wenn man nun unter diesem Aspekt unsere deutschen Städte betrachtet, zumal die neu aufgebauten wie Wolfsburg und Leverkusen oder wiederaufgebaute wie Frankfurt, die sich in ihrem amerikanischen Baustil kaum von den Neubauvierteln in Saloniki, Rom, Madrid oder anderswo in unserer westlichen Welt unterscheiden: Ist da etwa die Befürchtung ganz

fehl am Platze, daß auch unsere Städte in Zukunft ein Maximum äußerer Zivilisation mit einem Minimum oder gar Vakuum geistigen Seins verbunden werden?

Man wird einwenden: über einen Mangel an kulturellem Leben können wir uns in Westdeutschland doch gewiß nicht beklagen. Sind denn etwa die vollen Theater- und Konzertsäle allerorten nicht Beweis genug oder die steigenden Zahlen der Buchproduktion, die Massenbesuche von Ausstellungen moderner Kunst, oder gar der von Jahr zu Jahr mehr die Form einer Mobilmachung annehmende Aufbruch des Tourismus? In kritischer Betrachtung erscheint jedoch diese motorisierte Massenbewegung zu den olympischen Höhen des Wahren, Guten und Schönen als Restauration und Inflation des bürgerlichen Bildungsideals aus dem 19. Jahrhundert, das bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter den harten Schlägen marxistischer Kritik im Mark gebrochen war und schließlich im Zusammenstoß mit dem Nationalsozialismus seine totale Ohnmacht offenbart hat.

Besonders bedenklich an unserem modernen Kulturbetrieb erscheint, daß er hervorgerufen ist durch das Konsumausweitungsinteresse unserer wirtschaftswunderlich aufgeblühten Kulturgüterindustrie, wobei man nur an die Überschwemmung des Marktes mit kulturellen Massenartikeln, mit Radio- und Fernsehapparaten, Plattenspielern, Fotoapparaten und Filmen zu erinnern braucht. In unserer von totalitären Gefahren umstellten Lage ist diese fieberhafte kulturelle Betriebsamkeit nichts anderes als eine gefährliche Schwärmerei. Ja – im Blick auf das allgemein verbreitete politische Desinteresse, über das insbesondere unsere Vertretungskörperschaften auf dem Lande, in den Städten und Kreisen so bitterlich Klage führen, ist sie nicht einmal eine getarnte, sondern oft genug offen zugegebene Flucht vor der politischen Verantwortung. Sie schafft im übrigen nur Kulturfassaden, hinter denen der Barbarismus unserer Zeit unauffällig seine Zerstörung vorantreiben kann.

Mit dem Barbarismus unserer Zeit sind natürlich zunächst die Wellen des Terrors gemeint, die unser altes Europa von außen bedrohen und jetzt nicht nur aus dem Osten, sondern nach dem Erwachen des panarabischen Nationalismus in breiter Front von Kairo bis Tanger auch vom Süden herandringen. Sollten – wie es den Anschein hat – in Zukunft beide antieuropäischen Bewegungen gemeinsame Sache machen, dann werden wir uns schon glücklich schätzen, wenn Europa wenigstens in der Rolle eines amerikanischen Brückenkopfes noch einen letzten Rest seiner Geistesfreiheit zu behaupten vermag.

Nicht geringer als diese äußere Gefährdung unserer europäischen Seinsweise sind die barbarischen Tendenzen in uns selbst.

Der Durchschnittszeitgenosse verhält sich in der modernen Zivilisation wie vor Jahrtausenden der Neandertaler in der Natur. Je ferner uns diese natürliche Natur rückt, desto mehr bedrängt uns die aus ihr abgeleitete, mit größter Intelligenz und äußerstem Fleiß aus ihr herauspräparierte und nun ihren eigenen Gesetzen folgen technische Übernatur. Je herrischer wir über die Urnatur verfügen, desto höriger werden wir der Zivilisation, je unabhängiger wir uns von der ersten fühlen, desto mehr schreckt und ängstigt uns die zweite, und so typisch wie die Primitiven in ihrer natürlichen Bedrängnis verhalten wir uns in unserer zivilisatorischen: Weil wir das Ungeheuerliche, was da mit der Perfektion der Technik auf uns zukommt, nicht zu fassen, geschweige denn zu bewältigen vermögen, so verfallen wir

auf den billigen Ausweg, es als höhere Gewalt zu beschwören oder zu verfluchen, es als eine Art Übernatur anzubeten oder als teuflisch zu verwerfen, wenn wir es im Geschwindigkeitsrausch unserer mannigfaltigen Mobilisierungen oder unter den magischen Strahlen des Fernsehapparates nicht ganz und gar vergessen.

Dies Verhalten ist fürwahr primitiv, rückständig, unaufgeklärt, im wahrsten Sinne des Wortes ungebildet. Es entspricht genau der Kümmerlichkeit unserer von Daseinsorge und Langeweile zerfressenen Existenz, auch jener des hochgeehrten Fachmanns, des Wissenschaftlers zumal, der – nach Ortega y Gasset gelehrter denn je, aber auch ungebildeter – seine Beschränkung gar für weise hält und bereits den Versuch einer Auseinandersetzung mit Fragen jenseits seiner Zuständigkeit als Dilletantismus verachten zu müssen meint. So kommt es denn, daß er, in allen wesentlichen Hinsichten mit Blindheit geschlagen, auch im Politischen versagt, seine Dienste, wo immer sie gebraucht werden, heute dem friedlichen Aufbau und morgen der kriegerischen Zerstörung widmet und in einem totalen Staat vielleicht noch besser funktioniert als in einem freien. Das ist schlechterdings barbarisch.

An die schlimmsten Formen des Barbarismus, wie sie sich aus unserer Weltbürgerkriegssituation ergeben haben, soll hier, nur der Vollständigkeit halber, zur Warnung und mit dem sehnlichen Wunsch erinnert werden, daß sie uns in Zukunft erspart bleiben mögen. Wir meinen die politische Intoleranz, mit der bei uns seit Jahrzehnten in fast regelmäßigem Wechsel die eine Hälfte des Volkes die andere für politisch unzuverlässig erklärt und entsprechend behandelt, den bürokratischen Terror, gleich welcher Farbe – ob braun, rot, schwarz oder gescheckt – mit oder ohne Fragebogen, Denunziation, Bspitzelung und Aussageerpressung und schließlich die allerfürchterlichste Form: die Jagd auf Menschen, also den politischen „Kannibalismus, von dem Ernst Jünger bereits im „abenteuerlichen Herzen“ unter dem berühmten Stichwort der „violetten Endivien“ sarkastisch sagt: „Ich wußte nicht, daß die Zivilisation in dieser Stadt schon so weit fortgeschritten ist.“

Dies mannigfaltige Barbaentum, an dem wir mehr oder minder alle teilhaben, überall in der modernen Zivilisation aufzuspüren, aufzuklären, zum verantwortlichen Selbst- und Mitsein, Denken und Handeln zu erziehen – mit anderen Worten: die Wiederbelebung eines echten bürgerschaftlichen Gemeingeistes zu versuchen – ist das eigentliche Ziel unserer Kulturarbeit überhaupt und eine Aufgabe von ähnlicher Größe und Mühsal, wie sie einstmals die christlichen Mönche auf sich nahmen, als sie in die Wildnis unserer Heimat eindringen, den rauhen Böden und Seelen die ersten Früchte abzugewinnen.

Es liegt an der Massenstruktur unserer Großstädte, daß sie diesen besonderen kulturpolitischen Auftrag unserer Zeit – wenn überhaupt – zumindest schwerer erfüllen können als die mittleren und kleinen Städte, wie zum Beispiel jene des freundlichen Saarlandes, die trotz langjähriger Überfremdung und weitgehender Industrialisierung ihre kulturelle Substanz unversehrt erhalten haben und also dank ihrer größeren Heimat- und Landschaftsverbundenheit, ihres vielfach noch gut erhaltenen mittelalterlichen Stadtbildes, ihrer lebendigeren Traditionen, intensiveren Nachbarschaften, dichteren menschlichen Beziehungen und überschaubaren Verhältnisse zu einem Wiederaufbau echter Bürgerschaften besser disponiert sind.

Dabei sind gerade die Gebildeten zur Mitarbeit aufgerufen, wenn sie denn wahrhaft Gebildete sind und nicht wiederum wie zu Zeiten der kapitalistischen Entartung des Bürgertums Bildung mit bloßer Geschmacksbildung verwechseln und zur Repräsentation und Dekoration des Besitzes mißbrauchen. Es sind jene – nun leider sehr wenig anzutreffenden – Gebildeten aus allen Kreisen der Bevölkerung gemeint, die unbefangenen Urteils und wachen Gewissens die eigentlichen Nöte unserer Zeit kennen und sich alsdann zur Übernahme politischer Verantwortung, wo immer sie ruft, freiwillig melden. Auf diese Freiwilligen sind wir heute bei unserer politischen Bildungsarbeit auf dem Lande, in den Städten und Kreisen vielleicht noch dringlicher angewiesen als das Amt Strauß beim Aufbau der neuen Wehrmacht.

Hiermit sind wir am Kern der geistigen Problematik unserer Städte: Wenn es nicht gelingt, jene wahrhaft Gebildeten aus der Masse der Ignoranten auszulesen und an unsere kommunale Arbeit heranzuführen, so ist es um den Wiederaufbau eines echten Gemeingeistes in unseren Gemeinden und damit auch um die Zukunft unseres Volkes schlecht bestellt.

Wer anders soll denn in Zukunft, wenn – wie wir alle hoffen – die staatlichen Grenzen sich zu voller internationaler Freizügigkeit öffnen und alle internationalen Beziehungen sich alsdann allmählich in interkommunale und interpersonelle verwandeln, wer kann dann überhaupt noch Sprache und Volkstum bewahren, wer unsere humane Freiheit und Würde pflegen und verteidigen, wer anders als wir selbst, und wie anders sollen wir dieser Verantwortung gerecht werden, als daß wir an Ort und Stelle, hier und heute, also in unseren Gemeinden, im Geiste christlicher Nächstenliebe, republikanischer Gerechtigkeit und urpolitischer Tapferkeit, Mäßigkeit und Klugheit alltäglich wie sonntäglich zupacken, wo immer es nötig ist.

So können wir denn heute keine Bildung mehr anerkennen, die nicht zugleich auch bewußt politisch ist. Doch darf die Rede von der Notwendigkeit politischer Bildung nicht zum bloßen Gerede werden. Allein mit der feierlichen Beschwörung der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens ist nichts getan. Ja, sie ist zutiefst suspekt, seitdem offenkundig ist, daß die härtesten Unterdrückungen im Namen der Freiheit, die brutalsten Entrechtungen im Namen der Gerechtigkeit und totale Kriege im Namen des ewigen Friedens zu geschehen pflegen.

Politische Bildung hat also nicht das geringste mit Schulung oder Propaganda im Stile der politischen Weltanschauungen zu tun, denn sie will statt ideologischer Vernebelung die phrasenlose Aufklärung der totalitären Strukturen moderner Zivilisation. Dann darf sie aber nicht mit höherer Bildung verwechselt werden, jenem Bildungszyklus, der in der Biedermeier-Zeit des reinen Geistes mit viel Chic getragen wurde, heute aber leicht komisch wirkt. Der idealistischen und materialistischen „Überbildung“ im bürgerlichen und proletarischen Verstande des 19. Jahrhunderts gegenüber hat unsere Bildungsarbeit den Charakter der Vorbildung, und zwar im Sinne einer die konkrete politische und konfessionelle Entscheidung klärenden Propädeutik. Die Entscheidungen selbst – weil sie ihren Wesen nach höchst persönlich sind, kann man natürlich niemanden abnehmen – aber, daß sie unausweichlich und unaufschiebbar und nur möglich sind nach gewissenhafter Aufhellung unserer Daseinslage und schließlich, daß sie nicht vertauscht werden dürfen, wie es immer wieder geschieht, wenn man aus der Politik eine Konfession und mit der Konfession Politik

macht: solche fundamentalen Einsichten lassen sich mit dem modernen Menschen erarbeiten, wenn man ihm auf sein Werkstättengelände zu folgen und auf seine Nöte herzlich einzugehen bereit ist.

Dieser ursprüngliche Begriff der politischen Bildung läßt sich noch heute an der Gestalt des Sokrates, des Präzeptors aller politischen Bildung, ablesen. So wie er seinen Mitbürgern, vor allem der Jugend, bei jeder Gelegenheit ein unbestechliches Denken und verantwortliches Handeln vorlebte, dabei alle bloße Vielwisserei als heuchlerische Sophisterei verpönte und schließlich – weder Xanthippen noch den Giftbecher fürchtend – auch den Macht- und Rechthabern den Spiegel der Wahrheit vors Gesicht zu halten sich niemals scheute: genau so – lehrend und lernend zugleich – sollten wir es mit unseren Mitbürgern halten. Genau dies aber ist das Wesen der politischen Urteils- und Gewissensbildung, wie sie unsere Volkshochschulen als ihre Hauptaufgabe begreifen.

Hinzu kommt, daß unsere Volkshochschulen bewußt das Ziel verfolgen, aus der Masse der Desinteressierten die kulturell Interessierten auszulesen, sie als einzelne anzusprechen und in der geistigen Bewegung und Auseinandersetzung für die Übernahme politischer Verantwortung, und zwar vorzüglich in der eigenen Gemeinde, reif zu machen.

Und also gebührt der Volkshochschule – und zwar im Verein mit der Volksbücherei, die als fundamentaler Bestandteil zur Volkshochschule gehört wie die Bibliothek zur Universität – in den Mittel- und Kleinstädten vor allen anderen kulturellen Einrichtungen und Bemühungen der Vorrang, den diese Städte am besten dadurch sichern, daß sie als Unterhaltsträger auftreten. Allerdings gehört die geistige Führung in die Hand einer von allen demokratischen Parteien zwar anerkannten, aber von keiner politischen Partei oder Interessengruppe abhängigen Persönlichkeit. Ihr ist ein Kuratorium beizugeben, in welchem neben kulturbewußten Ratsherren die hervorragenden Geister der Stadt aus allen Bevölkerungsschichten vertreten sein müssen. Eine bedeutsame Aufgabe unserer Volkshochschulen ist die musische Bildung: Sie hat nichts mit ästhetischer Bildung und schon gar nichts mit Perfektion der Kunstausübung zu tun, vielmehr ist sie das Herzstück der politischen Bildung. Freilich: aufs Herz kommt's an. Aber Hand aufs Herz: Wer wagt denn heute noch beherzt zu sprechen? Wer an des anderen Menschen Herz zu rühren? Ist denn unser durch ständige Kreislaufstörungen zu Tode erschrecktes Herz überhaupt noch echter Rührung fähig, fähig das Zentralorgan der Kommunikation zu sein? Fürwahr: Herzkrankheit und Herzlosigkeit sind die schlimmsten Schäden, die uns die moderne, nun wirklich mit größtem Recht als barbarisch zu scheltende Zivilisation beschert hat. Um so mehr aber muß die Herzensbildung, diese edelste und unerläßlichste Form aller Bildung überhaupt, zur Herzenssache auch unserer Erwachsenenbildung werden. Doch läßt sich das Herz nicht bilden wie Verstand und Gewissen durch intellektuelle und moralische Anstrengung, weder durch Appelle noch durch Postulate, sondern nur durch Lust und Liebe, Lachen und Weinen, Musik, Spiel und Tanz, also allein in der Jugendfrische der Musen. Im Mitsingen, Mitspielen und Mittanzen verjüngt sich das alte, gesundet das kranke Herz und schwingt in jener Mitmenschlichkeit, in deren Wärme auch die Lust, der Mut und die Kraft zur Mitbürgerlichkeit am besten gedeihen.

Die musische Bildung meint also das gemeinsame Singen und Musizieren vor allem unserer Jugend, das Laienspiel, den Volkstanz, das Wandern

und schließlich auch die liebevolle Bekümmernis um die heimische Ortschaft und Landschaft, um ihre natürliche Schönheit und geschichtliche Besonderheit, ihre Urkunden und Denkmale, Bilder und Gestalten, Traditionen und Konventionen. Freilich stehen unsere Mittel- und Kleinstädte, zumal jene mit reicher mittelalterlicher Tradition, immer auch in der Gefahr lokalpatriotischer Verspießerung, der die Volkshochschule durch ökonomische Weitung des mitbürgerlichen Horizonts und Einbeziehung der nationalen, europäischen, globalen, makro- und mikrokosmischen Probleme begegnen muß.

Entsprechend der überragenden Bedeutung, die in unserer Zeit der Film hat, wird vor allem die Kulturarbeit des Filmklubs wichtig. Dadurch, daß er den guten Film bringt und in öffentlicher Diskussion dem schlechten gegenüberstellt, zwingt er den modernen Massenmenschen zur Kritik und bringt ihm damit nicht nur das Wesen der Geistesfreiheit, sondern auch die Voraussetzung jeder demokratischen Ordnung nahe in der Hoffnung, daß er fernerhin nicht ohne weiteres mehr auf jedes Konsumausweitungsinteresse der Kulturindustrie hereinfällt.

So hat es der Filmklub auch auf politische Urteils- und Gewissensbildung abgesehen, weswegen seine Aufgabe zur Erwachsenenbildung gehört und eigentlich von der Volkshochschule wahrgenommen werden sollte. Tatsächlich ist seine Organisationsform meist der eingetragene Verein. Leider haben lange noch nicht alle unsere Mittel- und Kleinstädte die hervorragende volkserzieherische Bedeutung des Filmklubs erkannt. Dabei ist wegen der allgemeinen Beliebtheit des Films das Interesse der Bevölkerung am Filmklub viel leichter zu wecken als an allen anderen kulturellen Einrichtungen. Zudem sind die Kosten gering, so daß die Städte finanziell nicht nachzuhelfen brauchen.

Bemerkenswert sind die sich häufenden Versuche der Mittelstädte, mit Hochschulen in ständige Verbindung zu kommen und sie durch jährliche Universitätswochen systematisch zu pflegen. Das kann eine wertvolle Ergänzung der Volkshochschularbeit sein, wenn die Gefahr der Popularisierung wissenschaftlicher Bildung, also ihre Verflachung zur Halbbildung, vermieden wird. Ähnliches gilt von den Versuchen, durch Kunstausstellungen, Gastspiele berühmter Theater-, Orchester- und Opern-Ensembles die geistigen Kontakte zu den Großstädten in aller Welt zu pflegen. Doch sind zu solchen Unternehmungen sogar die größeren Mittelstädte gewöhnlich nur dann in der Lage, wenn sie auf das Mäzenatentum der Direktoren ihrer Industriewerke rechnen können. Im übrigen kann man die Mittel- und Kleinstädte nicht genug auf die Notwendigkeit verweisen, zunächst erst einmal durch die kontinuierliche Theater- und Konzertpflege ihr theater- und konzertfreudiges Publikum aus allen Schichten des Volkes zu einer echten Kulturgemeinde zu sammeln. Auch die kleine Stadt sollte dafür sorgen, daß ihren Bürgern mindestens monatlich einmal ein Theaterspiel und gelegentlich ein gutes Kammerkonzert geboten wird.

Mit Sicherheit läßt sich dieses Ziel jedoch nur erreichen durch gemeinsames Handeln der Mittel- und Kleinstädte eines bestimmten Gebietes, so etwa durch Zusammenschluß zu einem Zweckverband als Träger einer Landesbühne und eines Landesorchesters. Das könnte überdies die glückliche Nebenwirkung haben, daß sich die Städte an größere kulturelle Verantwortung und an eine dauernde interkommunale kulturelle Zusammenarbeit gewöhnen. Auf diese Weise könnte und müßte dann sogar allmäh-

lich der wegen seiner dirigistischen Tendenzen unerwünschte Einfluß des Staates zurückgedrängt werden, ohne dessen erhebliche Zuschüsse kulturelle Zweckverbände der erwähnten Art zur Zeit freilich noch nicht lebensfähig sind.

Eine besondere kulturelle Verantwortung tragen die Mittel- und Kleinstädte für ihre dörfliche Umgebung, insofern sie die Brücke zwischen der großstädtischen Zivilisation und der dörflichen Kultur zu schlagen berufen sind und verhindern müssen, daß das Land durch den zunehmenden Zivilisationsog der Großstädte kulturell ausgelaugt wird. Dieser Mittlerrolle genügen unsere Städte gewöhnlich auf dreifache Weise: durch Ausbau der Städtischen Volksbücherei zur Ergänzungsbücherei für die dörflichen Volksbüchereien, durch Einrichtung dörflicher Nebenstellen der Städtischen Volkshochschule und durch Organisation eines Autozubringerdienstes, der den Dorfbewohnern den Besuch kultureller Veranstaltungen in der Stadt billig und bequem macht. Freilich bringt diese kulturelle Nachbarschaftshilfe den Städten auch mancherlei wirtschaftliche Vorteile ein.

Der Heimatpflege kommt in den Mittel- und Kleinstädten, weil ihre Bürgerschaft weit mehr heimat- und ortsgebunden und -verbunden ist, eine andere und viel größere Bedeutung zu als in den Großstädten. Man kennt noch die Hauptsagen und Hauptdaten der Stadtgeschichte, die wichtigsten Natur- und Kunstdenkmäler, kennt sich noch gut aus in der ganzen Ortschaft, weiß die Namen der meisten Straßen, Plätze und Gassen, größeren Betriebe und maßgeblichen Persönlichkeiten. Die Feld-, Wald- und Wiesenumgebung ist vertraut und zu den Kirchen und Kapellen hat man ein inniges Verhältnis auch dann noch, wenn der Glaube bereits fehlt.

Obwohl die Kriegs- und Nachkriegszeit an dieser spitzwegischen Ursubstanz unserer Mittel- und Kleinstädte sehr gezehrt hat, ist sie im Kern noch unversehrt. Sie vor weiterem Verfall zu bewahren, ist eine kulturelle Pflicht ersten Ranges, an deren Erfüllung unmittelbar oder mittelbar beteiligt sind die Heimat-, Verkehrs- und Verschönerungsvereine, die Männergesangsvereine, Schützenvereine und freiwilligen Feuerwehren, ja auch die Handwerkerinnungen, die Sportvereine, Jugendverbände und schließlich auch die landsmannschaftlichen Zusammenschlüsse unserer Ostvertriebenen. Daß in den Mittel- und Kleinstädten gelegentlich noch echte Volksfeste zustande kommen, die mehr als ein Jahrmarktsrummel sind, verdanken wir jenem Vereinswesen; Grund genug, es von Stadt wegen pfleglich zu behandeln trotz aller Bedenken, die man gegen die traditionellen Entartungserscheinungen wie Vereinsmeierei mit Biertischpolitik und Intrigenwirtschaft haben kann.

Auch die Pflege der Beziehungen zwischen Bürgergemeinde und Kirchengemeinden gehört zur Heimatpflege im weiteren Sinne und zu jenen kulturellen Aufgaben, die in den Mittel- und Kleinstädten bedeutungsvoller sind und dringlicher anliegen als in den Großstädten, weil in den letzteren der Verkehr zwischen beiden Gemeinden meist in bürokratischen Formen weitgehend erstarrt ist, während in den ersteren noch viele bürgerschaftlichen Brücken hin- und herüberführen. Natürlich bedarf es keineswegs theologischer Gespräche. Die gemeinsame Sorge um die unter Denkmalschutz stehenden Kirchengebäude vermag hier neben der Begegnung im caritativen Dienst und in der Verantwortung gegenüber den Schulen ein gegenseitiges Vertrauen zu stiften, das durch den jahrelangen Kirchenkampf manchmal noch immer gestört ist.

Man hat viele verständliche, insbesondere finanzielle Gründe, warum unsere Mittel- und Kleinstädte ihre kulturellen Aufgaben nicht wie die Großstädte von hauptberuflichen Fachleuten, sondern in der Regel von ehrenamtlichen Mitbürgern besorgen lassen. Natürlich ist dies vom Standpunkt des kulturellen Perfektionismus der Großstadt aus sehr bedauerlich. Aber im Licht des Bürgerschaftsgedankens erscheint der Dilletantismus der ehrenamtlichen Kulturträger als Wert unschätzbar hoher Art.

Ein Rechtsanwalt als Leiter der Volkshochschule und Volksbücherei, ein Zahnarzt als Vorsitzender des Filmclubs, ein Studienrat als Verwalter des Stadtarchivs, der in jahrelangem vertrautem Umgang mit den Ratsherren, städtischen und kirchlichen Bediensteten, Honoratioren und Vereinsvorständen die Stadtgeschichte schreibt, ein Kaufmann, der mit Passion sein Leben lang eine geologische, prähistorische oder heimatkundliche Sammlung aufbaut und aus reiner Begeisterung jederzeit zu zeigen bereit ist, ein Fabrikant als Manager von Theater- und Konzertbesucherorganisationen, ein Arbeiter, der die Geschichte eingesessener Familien erforscht und seine Ergebnisse fortlaufend in der Heimatzeitung veröffentlicht, eine Hausfrau, die sich des Laienspiels und Volkstanzes der Jugend annimmt, eine berufstätige Frau, die im Collegium musicum die erste Geige spielt, Lehrer als Dirigenten der Männer-, Frauen- und Gemischten Chöre – alle diese Dilletanten im besten Sinne des Wortes verdienen die volle Aufmerksamkeit und Unterstützung ihrer Städte, denn sie sind das Ferment der Komposition des echten Bürgerschaftsgeistes. Solche Persönlichkeiten aufzuspüren, ihre politische Ängstlichkeit zu verscheuchen, ihre Bedeutung ins volle Licht der Öffentlichkeit zu rücken, sie untereinander und mit den Ratsherren sowie mit den wichtigsten Geschäften der Stadt in ständige Verbindung zu bringen, gehört zu den vornehmsten Pflichten einer aufgeklärten Stadtverwaltung.

Im Gegensatz zum kulturellen Leben der Großstadt, das in vielen, kaum übersehbaren Sonderinstituten zerstreut gepflegt wird, liegen die Räume der Kulturarbeit in den Mittel- und Kleinstädten so eng beieinander, daß sie in einem Haus und also zu einer repräsentativen Einheit verbunden werden können. Daraus ergibt sich die Forderung an unsere Mittel- und Kleinstädte, in Zukunft neben dem Rathaus ein Stadthaus als gleichberechtigtes Zentrum für die politische Bildung ihrer Bürger zu errichten. Es muß zweckmäßig eingerichtet und nach modernsten Gesichtspunkten geschmackvoll ausgestattet sein. Neben den Räumen für die Volkshochschule müssen die Volksbücherei, Lese-, Vortrags-, Spiel- und Tanzräume sowie ein Saal vorhanden sein für die Veranstaltungen des Filmclubs, für Zimmertheater, Kammermusik und festliche Empfänge der Stadt. Das Stadtarchiv, Stadtbildarchiv, Heimatmuseum und andere Sammlungen von kulturellem Wert hätten hier ihren besten Platz. In diesen Saal gehören auch die Tagungen des Stadtjugendrings. Die Kirchengemeinden sollten hier ihre Volksmission betreiben und auch alle übrigen kulturell lebendigen Gruppen unserer Bürgerschaft, sofern sie sich rückhaltslos zu Geistesfreiheit bekennen, dort ihre Begegnungsstätte finden können. Schließlich wäre das Stadthaus auch der geeignete Ort für die Plenarsitzungen des Gemeinderates.

Der Rat als Repräsentant der Bürgerschaft darf sich nicht nur als Sachwalter der örtlichen Gemeininteressen, er soll sich auch als Hüter des bürgerschaftlichen Gemeingeistes fühlen. Seiner Verantwortung in dieser Hinsicht wird er aber wahrhaft gerecht nur dann, wenn er mit den geistig

lebendigen Gruppen und Persönlichkeiten am Ort in ständigem Meinungsaustausch und in persönlicher Fühlung steht. Diese notwendigen Kontakte zu den Besten der Bürgerschaft herzustellen und dauernd zu pflegen, gibt es für die Ratsherren keinen glücklicheren Weg als über die bewußte Anteilnahme am kulturellen Leben in der Gemeinde. Es genügt nicht, alljährlich im Haushaltsplan unter Ächzen eine mehr oder minder geringfügige Summe für sogenannte kulturelle Zwecke auszuwerfen, wichtiger ist, daß die Ratsherren in der Volkshochschule referieren und diskutieren, die Volksbücherei besuchen, im Filmklub, Theater und Konzert erscheinen. Dann können sie auch damit rechnen, daß zu ihren Ratssitzungen die Elite der Bürgerschaft kommt, vor allem die Jugend, ohne deren freudige Bereitschaft zur Mitarbeit unsere Gemeinden weder ein kulturelles noch ein politisches Eigenleben bewahren können.

## DAS STRASSBURGER FRAUENHAUS-MUSEUM

VON HANS HAUG

Im April vorigen Jahres wurde in Straßburg das nun endgültig fertiggestellte Museum „Unserer Lieben Frau“ eröffnet und erfreut sich seitdem einer immer wachsenden Anerkennung und Beliebtheit.

Jedermann kennt die „wunderschöne Stadt“ und ihre bald zweitausendjährige Vergangenheit, die im Mittelalter durch den Münsterbau ihre großartige Bekrönung gefunden hat.

Doch dieses Münster und die wenigen mittelalterlichen Kirchen der Stadt konnten von der künstlerischen und kulturellen Vielseitigkeit der elsässischen Hauptstadt kein vollständiges Bild bringen. Das Kunstgut aus jenen Zeiten war bis 1930 in den verschiedenen städtischen Museen, in öffentlichen Gebäuden und in privaten Händen zerstreut.

Der fürstliche Barockbau des Rohanschlosses bot auch nicht den geeigneten Rahmen für kirchliche Kunst des Mittelalters oder die bürgerliche Kultur der Renaissance.

Große Möglichkeiten ergaben sich, als die Museumsdirektion mit der Neuordnung des kleinen Münstermuseums betraut wurde, für das einige Räume im benachbarten Frauenhaus – der ehemaligen Schaffnerei des Stiftes „Unserer Lieben Frau“ und dem Sitz der Münsterwerkstätte – zur Verfügung standen.

Es sei dem Gründer und bisherigen Betreuer gestattet, über das Werden und Gedeihen einer Kunst- und Kulturstätte zu berichten, die vor nunmehr einem Vierteljahrhundert als Straßburger Museum für Mittelalter und Renaissance ins Leben gerufen wurde.

Abb. 1 Das „Frauenhaus“ bildet zusammen mit dem ehemaligen Bischofspalais (dem Rohanschloß), dem Jesuitenkollegium (heute Lyzeum) und der Chorknabenschule ein reizvolles Ganzes. Sie alle verdanken ihre Existenz dem Münster selbst, das auf der anderen Platzseite seine Südfront vom romanischen Chor bis zum alles überragenden spätgotischen Turm wie eine Entwicklungsgeschichte des mittelalterlichen Kirchenbaus zur Schau stellt. Die Geschichte „Unseres Lieben Frauen Werks“ setzt während der Bauzeit im siebenten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts ein, und zwar aus innerpolitischen Gründen.

Wie die meisten Städte des Abendlandes hatte sich Straßburg seit dem 12. Jahrhundert von seinem Landesherrn, dem Bischof, Freiheiten erwirkt, die jedoch hie und da wieder angefochten wurden. So kam es zu einem „bischöflichen Krieg“, der am 8. März 1262 zur Schlacht bei Hausbergen führte, in der die bewaffneten Zünfte der bischöflichen Ritterschaft eine schwere Niederlage beibrachten.

Nicht mehr der Bischof, sondern das Domkapitel sollte fortan den Münsterbau leiten, den Neubau, der von Ost nach West vorschreitend, bis zu den ersten Jochen des Langhauses gediehen war. Doch bald stellte sich heraus, daß mit dem aus Schenkungen und Vermächtnissen, Ablässen und Indulgenzien herrührenden Baugeld nicht richtig gehandhabt wurde, „denn die jungen Thumherren so darüber gesetzt waren zu Bauherren verdobent das Geld in andere Weg . . . derhalben die alten frommen Thumherren solches den jüngern virhielten, daß sie mit Unser Frauwen Werk und Inkommens nit recht umgingen, ihren Nutz drin suchten, und wo sie lenger zusehen würden, solcher Bau zu Grund gäe, wie es denn zuvoren als es die Bischoff in Handen hatten gehobt auch verwahrlost warn worden“.

Die „alten frommen Domherren“ schickten „deshalb nach Meyster und Roht zu Strosburg“ und baten sie, daß sie „unser Frawen Werk und Huss sammt den Inkommen wolten zu ire Handen nehmen und solches Werk im Baw erhalten und mit Schoffnern und Pflegern versehen“.

So geschah es auch. Der Chronist Ellenhard der Große, auch der Lange benannt, war seit 1262 „procurator fabricae“, Schaffner der Bauhütte; sein Haus stand auf dem Fronhof, dem heutigen Schloßplatz, da wo jetzt der gotische Ostflügel des Frauenhauses steht. Im Jahre 1290, bei der eben geschilderten Übertragung der Bauhütte an die Stadt, schenkte er es dem Frauenstift zur Beherbergung des Werkmeisters; später, und noch bei seinem Tode 1303, schenkte er dem Münster sein ganzes Vermögen.

Ellenhard's Haus ist also der erste Sitz des Frauenwerks, dieser profanen Bauhütte des Straßburger Münsters. Ein Neubau fand bereits 1347 statt, dessen stolzer Treppengiebel und im Innern einige Kragsteine mit Blattwerkfratzen heute noch bestehen.

Fenster und Inneneinrichtung wurden zur Renaissancezeit verändert, und die ursprüngliche Treppe durch die berühmte, selten schöne Wendeltreppe ersetzt, von der aus man über Fachwerk galerien auch zu dem 1579–1585 errichteten Ostflügel gelangt.

Abb. 13

Die Erweiterung des Frauenhauses im 16. Jahrhundert bedarf einer Erklärung. Hatte die Bauhütte damals einen Grund, ihre Räume in so prunkvoller Weise zu vergrößern, ja zu verdoppeln? Es genügt vielleicht, in diesem Zusammenhang einen Blick auf die Straßburger Baukunst der Spätrenaissance zu werfen.

Die Straßburger Stadtrepublik stand in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf dem Höhepunkt ihrer politischen und wirtschaftlichen Macht. In keiner anderen Zeit (es sei denn unter der Regierung Ludwigs XV.) war die Bautätigkeit so groß, und merkwürdigerweise wurden damals fast alle öffentlichen Gebäude, die aus den Anfängen der Stadtfreiheit stammten, nicht etwa ersetzt, sondern verdoppelt. 1571–74 war die berühmte astronomische Uhr, an Stelle der aus dem 14. Jahrhundert stammenden, fertiggestellt worden. 1578–82 trat der Westflügel des Frauenhauses neben das gotische Haus. 1583–85 wurde der „Neue Bau“ auf dem heutigen Gutenbergsplatz als Erweiterung der Verwaltungs- und Sitzungsräume der „Pfalz“,

des alten Rathauses, erbaut. In den beiden folgenden Jahren endlich die „große Metzger“, deren obere Stockwerke die Lagerräume des bereits mehrmals erweiterten Kaufhauses von 1358 ausdehnen sollten. Zwei der damaligen Architekten haben sich durch ihre Schriften und Tafelwerke dauernden Ruhm erworben: Daniel Specklin mit seiner „Architectura von Vestungen“ (Erstausgabe 1589) und Wendel Dietterlin mit seiner „Architectura, von Aussteilung, Symmetria und Proportion der Seulen“ (Erstausgaben 1593, 1594 und 1598).

Unter diesen Bauten hebt sich der Renaissance-Flügel des Frauenhauses durch die von seinem Erbauer Thoman Uhlberger gewollte Vermischung von spätgotischen und Renaissanceelementen hervor: nach eigener Aussage galt es, neben dem neuen Stil die große Tradition der Münsterbauhütte in Ehren zu halten.

Was die weiteren Schicksale des Hauses anbetrifft, sei zunächst gesagt, daß es seine ursprüngliche Bestimmung sogar über die französische Revolution hinaus behalten hat. Heute noch hat der Baumeister des Frauenstifts (der sich nebenbei bemerkt bei der Einrichtung des Museums bautechnisch die größten Verdienste erworben hat) seine Amtsräume im zweiten Stockwerk des Ostflügels. Die Schaffnerei bildet jetzt eine besondere Dienststelle bei der Stadtverwaltung. Restaurationen, namentlich an der Außenseite, fanden 1842–45 und 1913–24 statt, wobei die Reste einer ursprünglichen Fassadenbemalung durch Wendel Dietterlin am Renaissanceflügel zutage traten.

Im Jahre 1793, als die ganze Münsterplastik zerstört werden sollte, wurde vieles durch das Bestreben des auch sonst hochverdienten Professors Jean Hermann und des städtischen Baudirektors Gerold rechtzeitig durch die Werkleute des Frauenstifts gerettet und vorläufig in den Sitzungssaal der Bauhütte verbracht. Da die Restaurierungsarbeiten nach der Revolution sich über viele Jahre hinstreckten, scheinen diese Kunstwerke von allerhöchstem Wert im Jahre 1855 noch nicht wieder aufgestellt gewesen zu sein; jedenfalls schreibt damals Eugène Delacroix seinem Vetter, dem Dichter August Lamey in Straßburg, daß er sie dort fleißig abgezeichnet hätte. Diese für die Geschichte der Romantik hochwichtigen Zeichnungen sind im Louvre-Museum erhalten.

Ein kleines Museum gab es also schon seit der französischen Revolution: abgehauene Fragmente der Fassadenplastik kamen nach und nach hinzu, sowie die Baurisse, in fast ununterbrochener Reihenfolge seit 1270 erhalten, und nicht wiederverwandte Teile der astronomischen Uhr, als diese 1840–42 durch J. B. Schwilgué erneuert wurde. Einen hochwichtigen Zuwachs hatte endlich die Sammlung erhalten, als in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg die durch das Wetter gefährdete Portalplastik zum Teil heruntergenommen und durch Steinkopien ersetzt wurde. Doch war die Frage ihrer würdigen Aufstellung in geeigneten Räumen noch nicht gelöst.

So ungefähr war die Lage, als die Museumsdirektion 1930 mit der Betreuung des Münstermuseums beauftragt wurde. Zum ersten Male war Gelegenheit geboten, auch die in anderen Museen der Stadt verwahrten mittelalterlichen Kunstwerke geschlossen und systematisch aufzustellen.

Zur Verfügung standen vorläufig das Erdgeschoß des Ostflügels und die drei Stockwerke des Renaissanceflügels. Es war wenig, zumal kein geeigneter Raum für die Münsterplastik vorhanden war. Schon 1931 bei Eröffnung dieses vorläufigen Museums stellte sich die Frage nach Erweiterungs-

möglichkeiten: das ebenfalls dem Frauenstift gehörige gotische Haus des ehemaligen Gasthofs zum Hirschen wurde mit seinen Nebengebäuden in ein größeres Projekt einbegriffen, das 1937 in Angriff genommen, am 24. Juni 1939, dem fünfhundertsten Jahrestag der Beendigung des Münstersturms, fertiggestellt war und mit rund 15 neuen Sälen dem Publikum eröffnet wurde. Dabei fanden auch ganze Innenräume der Gotik und Fachwerkarchitekturen der Renaissance, die Straßendurchbrüchen zum Opfer gefallen waren, ihre Wiederverwendung.

Dann aber kam der Krieg. Die Sammlungen wurden geborgen, und der leerstehende Bau erlitt kurz vor Kriegsende, am 13. August 1944, schweren Bombenschaden. Vom Ostflügel blieb nur der Treppengiebel übrig, und auch andere Teile des Häuserkomplexes waren so erschüttert, daß man sie abbrechen und neu aufbauen mußte. Als einzigen Trost hatte man jetzt die Verfügung über große Räume im ersten Stock des Ostflügels und der Hintergebäude, die bis dahin privat vermietet waren.

Die verschonten Teile des Museums wurden bereits 1945 wiedereröffnet, aber erst 1956 konnten die Sammlungen in der seit Anfang geplanten Aufstellung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Ein Rundgang durch das Museum soll hier den Geist und den Wert der Sammlungen und ihres Rahmens veranschaulichen.

*Die romanische Abteilung.* Mit dem Jahr Tausend beginnt der Rundgang. Neben einigen groben Türsturzreliefs aus dem Beginn des 11. Jahrhunderts findet man hier gleich eine der größten Kostbarkeiten des Museums, die aus Weißenburg im Elsaß stammende Glasscheibe mit dem halluzinierenden Christuskopf, Rest eines Fensters der 1030 begonnenen, 1070 geweihten Abteikirche, das ältestbekannte figurale Glasgemälde.

Abb. 4

Aus der Benediktinerinnenabtei Eschau bei Straßburg stammt der kleine Kreuzgang, dessen Kämpferreliefs die Kindheitsgeschichte Christi erzählen, aber auch entzückende Tierdarstellungen enthalten, abwechselnd mit raffiniertem Band- und Laubornament (um 1130–50). Kapitelle, Friese, Wandreliefs, Taufbecken aus elsässischen Kirchen und Klöstern sind hier vereinigt, dank der 1855 begonnenen Sammeltätigkeit der Gesellschaft zur Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler im Elsaß.

Abb. 3

Der zweite Saal führt uns in die Frühgeschichte des Straßburger Münsters. Aus der 1015 von Bischof Werner von Habsburg begonnenen, frühromanischen Kathedrale stammen die am Ende des 12. Jahrhunderts eingesetzten Glasfenster und Fensterfragmente, unter denen hier nur das Wichtigste hervorgehoben sei: der thronende Kaiser.

Abb. 5

Jeder Besucher des Straßburger Münsters kennt die Reihe der Könige und Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, die in den Fenstern des nördlichen Seitenschiffs in historischer Reihenfolge nebeneinander stehen. Die ältesten stammen aus dem Wernerschen Münster, wurden aber in veränderter Rahmung um 1250 bis 1275 im gotischen Bau wiederverwandt. Das Bild des sitzenden Kaisers jedoch, das einst wohl die Kaiserloge über dem Westportal (da wo jetzt die Rose steht) beleuchtete, fand im Laufe der Jahrhunderte nur vorübergehende Verwendung und endete in einem Depot, wo es 1933 von Fridtjof Zschokke, dem verdienten Erforscher der romanischen Glasmalerei, wiederentdeckt wurde.

Im zweiten Teil des Saales sind frühgotische Scheiben ausgestellt, darunter bedeutende Reste eines „Spiegels menschlicher Behaltnis“ mit alttestament-



Abb. 1  
Das Frauenhaus  
(Außenansicht)



Abb. 2  
Hirschhof mit Garten

Abb. 3 Der romanische Saal



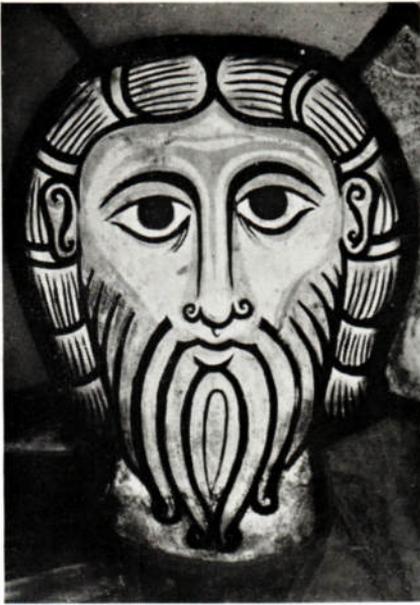


Abb. 4

Christuskopf aus Weissenburg (Glasscheibe) um 1070



Abb. 5

Kaiserfenster aus dem Straßburger Münster um 1180

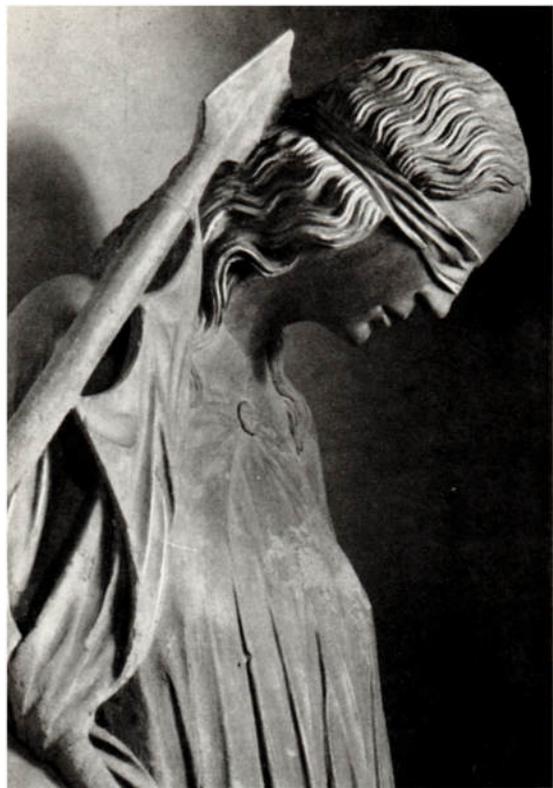


Abb. 6 Die Synagoge. Münsterplastik um 1225



Abb. 7 Tugend mit Rosenkranz. Münsterplastik um 1290

Abb. 8 Gotischer Saal mit Tafelbildern von Conrad Witz und Straßburger Meister um 1430



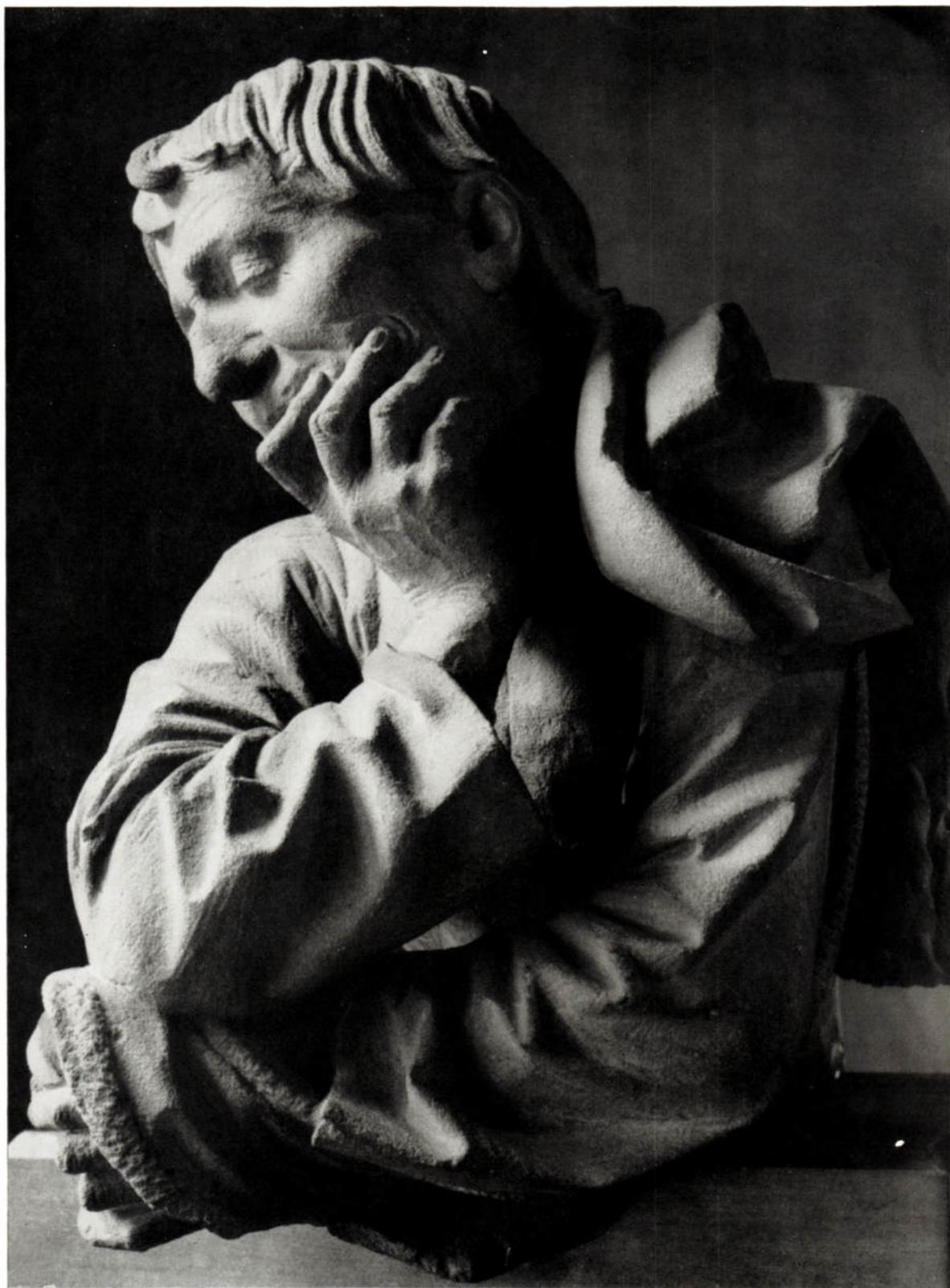


Abb. 9 Nikolaus Gerhaert von Leyden. Selbstbildnis 1467



Abb. 10  
Nikolaus-Gerhaert-Schule.  
Holzbüste eines armen Mannes, um 1470



Abb. 11  
Nikolaus-Gerhaert-Schule  
Holzbüste vom Fronaltar des Münsters, um 1480



Abb. 12 Der Sitzungssaal der Münsterbauhütte, um 1580



Abb. 13 Das Treppenhaus, um 1580



Abb. 14 und 15 Zimmer aus dem Straßburger Puppenhaus, 1680



lichen Szenen aus dem Chor der Thomaskirche (1777 bei Aufstellung des Moritz-von-Sachsen-Denkmals entfernt, dann in Privathände und zuletzt nach Amerika gelangt, wo sie 1948 zurückgekauft werden konnten).

*Die Gotik.* Bevor man nun in die chronologisch angeschlossene Abteilung für gotische Plastik gelangt, durchquert man den Hof, in dem um 1580 der Münsterwerkmeister Thoman Uhlberger eine richtiggehende Demonstration seines Könnens veranstaltet hat: traditionelle Spätgotik in zwei verschiedenen Ausdrucksformen durchdringen sich mit Renaissance-Ornamenten an den Konsolen der Galerien des ersten Stockwerks; das Zugangstor zu diesem Hof, nur vom Schloßplatz aus zu sehen, ist ein Meisterwerk schiefgestellter Perspektive, und die Türe, die uns jetzt in den großen Sitzungssaal führt, zeigt Renaissance-Schreinerarbeit in gotischem Spitzbogen. Derselbe Geist herrscht im Saal selbst, dem großen Sitzungssaal der Münsterbauhütte, die 1459 zur obersten Bauhütte des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation erwählt worden war. Holzvertäfelung und Decke sind reine Renaissancearbeit. Im plastischen Schmuck der ursprünglich wohl gemalten Steinpartien, namentlich in einem gewölbten Teil des Saales, kommt die spätgotische Tradition wieder zum Vorschein, und zwar in den als Astwerk behandelten Gewölberippen. Die spätgotischen Vorbilder sind im Saal ausgestellt; es sind Teile der 1493 über dem Südportal des Münsters angebrachten Galerie, mit dem Mann an der Sonnenuhr, in dem sich wahrscheinlich der Werkmeister Konrad Siefer selbst dargestellt hat. Noch wichtigere Zeugnisse spätgotischer Plastik bilden die 1503 von Hans von Aachen geschaffenen zehn großen Statuen des Lorenzportals, die um 1913 am nördlichen Querschiff des Münsters durch Steinkopien ersetzt worden waren: fünf davon bilden eine Anbetung der Könige, fünf andere sind Schutzpatrone, darunter Laurentius selbst, unter dessen Schutz die Münsterpfarre steht. Hier ist auch der Originalriß zur Lorenzenkapelle zu sehen, 1494 von Werkmeister Jakob von Landshut gezeichnet. Eine kleine Galerie führt durch einen Vorraum zum großen Saal der früh- und hochgotischen Münsterplastik.

Abb. 12

Der Raum selbst nimmt drei Stockwerke des 1937/39 dem Museum einverleibten Hirschhofes ein, des im 14. Jahrhundert, wahrscheinlich bald nach dem großen Brand von 1298, erbauten Gasthofes zum Hirzen.

Der Saal ist ohne Zweifel eine der edelsten und ehrwürdigsten Kunststätten des christlichen Abendlandes.

Abb. 6 und 7

Hier stehen die Originalbildwerke der Ecclesia und der Synagoge vom Südportal, der Lettnerplastik, des Verführers und einiger der törichten und klugen Jungfrauen, der Propheten und der Tugenden vom Westportal. Die Aufstellung ist chronologisch geordnet, so daß hier und nur hier allein die nacheinander von Chartres, Reims und Paris beeinflusste Kunst der Straßburger Bauhütte von 1225 bis zum Ende des Jahrhunderts im Einzelnen verfolgt werden kann.

Das gilt auch für das 14. Jahrhundert in einem der folgenden Säle. Dazwischen ist die in der Kunstgeschichte einzig dastehende Sammlung der Originalbaurisse zu sehen, aus denen von 1277 bis 1439 die wechselreiche Geschichte des Fassaden- und Turmbaues abzulesen ist. Weitere Baurisse und alte Ansichten in einem kleinen Saal im selben Stockwerk und im angrenzenden zweiten Treppenhaus erzählen die Schicksale des Münsters in späteren Jahrhunderten.

Die oberen Stockwerke des Frauenhauses und des angrenzenden Hirschhofs mit ihren Nebenbauten beherbergen die Sammlungen des späten Mittelalters und der Renaissance.

Hier müssen wir dem Leser wiederum einen Einblick in die Entstehungsgeschichte des Museums gewähren. Die Jahre zwischen 1931 und 1939, also zwischen der Eröffnung des Museums in seiner ersten Form und der Eingliederung des ehemaligen Gasthofes zum Hirzen, haben allerlei städtebaulichen Änderungen in der Altstadt gebracht. Manches ehrwürdige Haus fiel Straßendurchbrüchen zum Opfer, und eine neue Aufgabe war der Museumsdirektion gestellt: was konnte man davon retten? Es gelang, auf einem leerstehenden Platz ein Spätrenaissance-Fachwerkhäuschen aus dem Goldgießen einzubauen. Dazu kam die Wiederverwendung von zwei Fachwerkfassaden aus der Zunftstube zur Schmiede in einem Seitenhof. Eine vierstöckige Holzterrasse aus einem Patrizierhaus gab die Möglichkeit, den Besucher rationell durch die verschiedenen Gebäude zu führen und die berühmte Wendeltreppe von 1580 zu entlasten. Endlich konnten mehrere spätgotische Vertäfelungen und Decken den geeigneten Rahmen für die Sammlungen des 15. Jahrhunderts bieten.

Der Rundgang durch das Museum geht nun über die aus vier kleinen Sälen gebildete Schatzkammer (Straßburger Silber aus fünf Jahrhunderten) nach dem zweiten Obergeschoß, wo in acht Räumen die oberrheinische Kunst des späten Mittelalters in all ihren Formen erscheint.

*Die Spätgotik.* Ein Saal mit Glasfenstern, dann mehrere Räume, wo abwechselnd Malerei, Plastik und Graphik die Entwicklung vom Anfang des 15. Jahrhunderts bis zum Vorabend der Reformation zeigen. Darunter sind Werke einiger der größten Meister, die das damalige Elsaß und darüber hinaus den ganzen Oberrhein und namentlich Straßburg, Kolmar und Basel zu einer führenden Stellung in der Kunst nördlich der Alpen gebracht haben. Ein Hauptwerk von Conrad Witz, die Heiligen Catharina und Magdalena im Basler Kreuzgang darstellend, erscheint hier mit einer durch seine Aufstellung in einem zeitgemäßen Raum noch gesteigerten Perspektive und Farbenpracht. Auf Werke der Altmalerei und -plastik höchster Qualität kann nicht immer ein Meisternamen gesetzt werden, so für die frühen Bilder eines Straßburger Marienaltars um 1430, dessen Urheber allerdings als „Meister des Frankfurter Paradiesgärtleins“ allgemein bekannt ist; für die zarten, kleinen Heiligenfiguren aus derselben Zeit, die unter den Begriff des „weichen Stils“, fallen. Dann für die reich vertretene Plastik der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die meist unter dem Einfluß Nikolaus Gerhaerts von Leyden steht, des größten Bildhauers der Spätgotik, der von 1463 bis 1467 in Straßburger Diensten war.

Abb. 8

Abb. 10 u. 11

Von diesem Meister selbst einige Büsten und Köpfe, unter anderen der als Gegenstück zur „Bärbel von Ottenheim“ bekannte, sogenannte Jakob von Lichtenberg (1464) und nicht zuletzt sein ergreifendes Selbstbildnis (um 1467).

Abb. 9

Malerei und Graphik haben nicht minder große Meister aufzuweisen: der Meister E. S., Kupferstecher und Goldschmied in Straßburg († 1467), Martin Schongauer, und das langsame Werden des Schülers dieser beiden, des jungen Mathis Neithart („Grünwald“). Daneben hängen Bilder aus anderen elsässischen Werkstätten, etwa des Straßburger Passionsmeisters um

1480, der meist mit dem Maler Heinrich Lützelmann identifiziert wird, oder die Altarflügel aus Gebweiler und Thann.

*Renaissance.* Durch die berühmte „Schnecke“ Thoman Uhlbergers aus den Jahren um 1580 gelangt der Besucher in den ersten Stock, der in den 1956 eröffneten zwölf Sälen die Kunst der Renaissancezeit und des frühen Barock zur Schau bringt.

Das Straßburger 16. Jahrhundert hat im Renaissanceflügel des Frauenhauses Unterkunft gefunden: zunächst ein Saal mit der Straßburger Graphik, die Entwicklung von 1500 bis 1600, vom Humanismus zum Manierismus illustrierend. Am Anfang stehen die reichbebilderten Klassiker-Ausgaben der Grüningerschen Offizin und ein Holzschnitt des Jacobus de Argentina (Jakob v. Straßburg), der, wahrscheinlich aus dieser Werkstatt hervorgegangen, in Venedig große Holzschnitte im Mantegnastil schuf. Dann kommt die stolze Reihe der Buchillustrationen und Einzelblätter von Baldung, Weiditz, Kandel, Stimmer usw., und endlich die Architekturphantasien des Wendel Dietterlin, die in den letzten Jahren des Jahrhunderts zugleich Höhepunkt des Manierismus und Auftakt zum Barock bilden. Ein anderer Saal zeigt Bilder, Zeichnungen und Glasscheiben Hans Baldung Griens und seines Kreises. Der nächste Raum mit seiner ursprünglichen Vertäfelung und Kassettendecke von 1580 ist das ehemalige Amtszimmer der Frauenstiftspfleger; eine Seitentüre führt in das Archiwgewölbe, einstiger Aufbewahrungsort der jetzt im Stadtarchiv bewahrten Münsterbauakten.

Hier sollten eigentlich auch die schönen Entwürfe Tobias Stimmers für die astronomische Uhr hängen; doch diese bilden im benachbarten Rohanschloß ein geschlossenes Ganzes mit den Zifferblättern, Räderwerken und beweglichen Holzfiguren der astronomischen Uhr von 1574, sowie dem berühmten Hahn von 1354, wohl der älteste bekannten Automatenfigur.

In dem 1944 großenteils zerstörten und jetzt wieder aufgebauten Ostflügel wird die Schau entwicklungsgeschichtlich fortgesetzt von der Spätrenaissance bis zum Jahre 1681, dem Jahr, wo Straßburgs Anschluß an Frankreich der elsässischen Kunst neue Ziele setzte. Auch hier fanden künstlerisch wertvolle Bauteile abgebrochener oder zerstörter Straßburger Häuser neue Verwendung. Sie geben den Räumen den zur Ausstellung von Möbeln, Gemälden und Skulpturen passenden Zeitcharakter.

Unter den gezeigten Sammlungen sei namentlich der Saal der Straßburger Stillebenmalerei des 17. Jahrhunderts erwähnt, in dem unter anderem die Kunst des lange vergessenen Sebastian Stoskopff (1597–1657) wieder zu Ehren kommt. Ein weiterer Saal veranschaulicht das Straßburger Leben dieser Zeit: ein Wohnraum mit dem einzig erhaltenen Kostüm der Straßburger Patrizierinnen mit dem riesigen Zweimaster; Bildnisse und Modekupfer, endlich das schöne Puppenhaus von 1680 mit seinem ganzen Hausrat und den in derselben Tracht auftretenden Bewohnern.

Abb. 14 u. 15

Weitere Räume sind den Straßburger Miniaturisten des 17. Jahrhunderts (Brentel, Baur usw.) und der Entwicklung des elsässischen Kleider- oder Wäscheschranks gewidmet. Endlich hat hier auch die Glassammlung der Straßburger Museen Platz gefunden. Der Rundgang endet auf einer der holzgeschnitzten Galerien der „Schmidstube“ aus dem Jahre 1657. Vor deren Betreten sieht man noch, als letzte der den Besucher durch alle Räume begleitenden Glasscheiben, das späteste Exemplar der Sammlung von Glas-

gemälden — das älteste, der Weißenburger Christuskopf stammte aus dem 11. Jahrhundert — eine lebensgroße Maria mit Kind aus dem Münster, das Hauptwerk des Johann Adam Dannecker, der sich 1756 rühmte, die alte Glasmalerkunst wieder zu Ehren zu bringen. Allerdings wurde ihm von hoher Stelle aus gesagt, dies interessiere niemanden mehr, da man sowohl in Kirchen als auch in Wohnungen nichts mehr haben wolle, das dem Einfall des Lichts im Wege stehe. Man war eben im Zeitalter der Aufklärung. Dieses letzte Denkmal einer sechs Jahrhunderte alten Tradition mußte trotz des späten Datums noch im Frauenhausmuseum Aufstellung finden. In den kunstgewerblichen Sammlungen des Rohanschlosses, die in der Hauptsache mit dem 18. Jahrhundert einsetzen, hätte es als altmodischer Fremdkörper gewirkt.

Nicht nur in seiner Funktion als Rahmen kostbarer Sammlungen, sondern auch in seiner malerischen Eingliederung in das Stadtbild liegt vielleicht der einmalige Reiz des Frauenhausmuseums. Im Inneren zeigt fast jeder Raum eine Entwicklungsstufe der Straßburger Architekturgeschichte; drei Innenhöfe und vier Straßenfronten stammen aus dem 14., dem 16. und dem 17. Jahrhundert. Und vor der strengen gotischen Längsseite des Hirschhofs, an die sich jetzt ein kleines Renaissance-Fachwerkhaus anlehnt, lagert sich ein „Paradiesgärtlein“, aus Kräuter-, Küchen- und Lustgarten bestehend, so daß auch diese Seite mittelalterlicher Kultur zum Ausdruck kommt.

## DAS FRAGMENT EINER ST.-BERNHARD-STATUE AUS DEM KLOSTER WÖRSCHWEILER

VON J. A. SCHMOLL GEN. EISENWERTH

Im Verlauf der Bauuntersuchungen und Grabungen an der Ruine der ehemaligen Zisterzienserabtei Wörschweiler <sup>1a)</sup> auf dem Klosterberg über der Blies kamen auch Fragmente mittelalterlicher Plastik zum Vorschein. So konnte 1955 der Torso einer Sandsteinfigur geborgen werden, die östlich vom Kapitelsaal im Bauschutt lag. Zu Ihrer Deutung wurde vom Verfasser bereits vorgeschlagen, an eine Darstellung des Heiligen Bernhard zu denken <sup>1b)</sup>. Leider sind der Kopf, die Hände und die von den Händen einst gehaltenen Attribute der Gewandstatue abgebrochen, so daß eine restlose Klärung der Deutungsfrage kaum möglich sein dürfte. Von diesen fehlenden Teilen konnten auch keine Splitter mehr entdeckt werden. Eine Hoffnung auf noch zutage tretende Bruchstücke ist um so weniger gegeben, als die Figur zwischen schweren Quadern der eingestürzten Kapitelsaal-Ostwand lag und ihr Material der ziemlich weiche und mürbe rotfarbige Buntsandstein ist, der in der Gegend ansteht, und der unter großem Druck fast zu Sand zerrieben wird. Doch gibt es eine Reihe von Anhaltspunkten, um die These vom St. Bernhardsbild zu erhärten.

Zunächst kann festgestellt werden, daß es sich ganz eindeutig um die Gestalt eines Mönchs in faltenreicher Kutte und mit in den Nacken fallender Kapuze handelt. Die 80 cm hohe Figur, die mit ergänzt gedachtem Kopf etwa 92 Zentimeter Länge erreicht haben mochte, ist an der Rückseite nur grob bossiert und kann also nicht frei gestanden haben. Sie muß sich ursprünglich vor einem Pfeiler oder einer Wand auf einer Konsole

oder einem größeren Sockelunterbau befunden haben. Der Kopf dürfte, nach den Bruchstellen und der Kapuzenlage zu schließen, leicht nach vorne geneigt gewesen sein. Er brach ab, als die Statue umgeworfen, d. h. mit der Frontseite auf den Boden geschmettert wurde. Dabei sind alle vor die frontale Blockform vorragenden Partien zertrümmert worden, wie schon erwähnt, vor allem die Hände und die Attribute, aber auch einige Faltenstege, wie z. B. die dreieckige Verletzung über der Brust zeigt.

An den Bruchspuren kann man aber noch ablesen, daß die rechte Hand einen Stab hielt, der vor den Gewandfalten schräg zum Sockel führte und in der steigenden Richtung über die Figur hinausführte. Schon die Existenz eines solchen stabartigen Attributs in der rechten höhergreifenden Hand des Kuttenträgers legt es nahe, einen Abtsstab anzunehmen, was durch die Reste eines faltenschweren Sudariums gesichert wird, welches einst aus der im Griff geschlossenen Hand herabhing. Aus der Kombination dieser Details geht klar hervor, daß es sich bei der Wörschweiler Sandsteinfigur nur um die Darstellung eines heiligen Abtes gehandelt haben kann. Was liegt nun näher, als zu folgern, daß es sich um ein Bild des zentralen Heiligen des Zisterzienserordens handelt, um eine Figur des großen Bernhard von Clairvaux? Wir wissen aus den Urkunden <sup>2)</sup>, daß im Innern der Abteikirche von Wörschweiler ein Altar St. Bernhard geweiht war. Wo sich dieser befand, ist unklar. Ob unsere Figur auf diesem Altar gestanden haben könnte, muß offen bleiben. Es wäre auch denkbar, daß sie an anderer Stelle einen Platz hatte, z. B. auf einer Konsole, sei es im Innern der Kirche, sei es im Kreuzgang. Unmittelbar rechts neben dem Portal, welches vom östlichen Kreuzgangteil in die Kirche führt, sind noch Spuren einer abgeschlagenen Konsole und einer darüber in der Wand des südlichen Querschiffarms einst befestigten Figur von der Größe unseres Fundstücks sichtbar. Vielleicht war hier der Standort des Heiligenbildes, von dem Bernhard als die Verkörperung der Regel und des Geistes seines Ordens den Weg der täglich mehrfach an ihm vorüberziehenden Mönche beschirmte und überwachte? Kehren wir aus solchen Vermutungen zur näheren Betrachtung der Figur zurück. Wie steht es mit dem Attribut der linken Hand und wie mit der Einordnung des Wörschweiler Standbildes in die Reihe der bekannten Bernhardsdarstellungen?

Die linke Hand des Abtes hielt einen schmalen rechteckigen Gegenstand, dessen zur Brust gekehrte Kante sich noch scharf abzeichnet. Der Größe und dem Format nach kann es sich wohl nur um ein geschlossenes Buch gehandelt haben. Die Hand umfaßte es von halbunten seitlich, so daß die Finger auf dem Buchrücken oder auf der langen Schnittseite lagen, die dem Betrachter frontal zugekehrt war. Wir nehmen eine Buch- und Handhaltung an, die etwa der entspricht, die eine spätgotische Statuette des Heiligen Leonhard (oder Rudolf) in Habkirchen (Saarland) zeigt. Der heilige Bernhard von Clairvaux ist während des Mittelalters nicht allzu häufig dargestellt worden <sup>3)</sup>. In Stein gehauene Bildnisse sind überdies selten. Und solche, die als relativ authentisch gelten dürfen, gibt es nur in ganz kleiner Zahl. Wie nicht anders zu erwarten, ist ihre Heimat Burgund, die Kunstlandschaft, aus der der Zisterzienserorden, der Heilige Bernhard selbst und im 14. und 15. Jahrhundert die große Plastik der Schule von Dijon hervorging. Ursprünglich und besonders im Sinne des geistig führenden Heiligen war die Haltung des Ordens von Citeaux bilderfremd. Doch wandelte sich diese Auffassung bereits im Laufe des 13. Jahrhunderts.

Abb. 17 u. 18

Pierre Quarré<sup>4)</sup> hat nachgewiesen, daß als Quelle für das „wahre“ Bildnis des Heiligen, das in einer Reihe von Stichen und Gemälden verbreitet ist, die Reliquienbüste der Abtei Clairvaux galt, die das Haupt Bernhards enthielt. Das wertvolle Heiligtum, im zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts aus vergoldetem Silber gearbeitet, wurde als außerordentlich lebendig gerühmt. Leider mußte es 1791 zum Einschmelzen nach Paris abgeliefert werden. Den gleichen Weg der Zerstörung ging bereits 1789 eine vergoldete Silberstatuette des Heiligen Bernhard aus Clairvaux. Diese Goldschmiedearbeit, die in einem Inventar aus der Zeit zwischen 1471 und 1496 erwähnt wird, war jedoch, wie P. Quarré erläutert, zeitlich bereits einer Steinfigur gefolgt, die auf dem Grabdenkmal Bernhards in der von ihm gegründeten Abteikirche zu Clairvaux stand. Diese Statue muß als der Prototyp des monumentalen Bernhardtbildnisses gelten. Man glaubte sie lange als verloren, da der Grabbau in Clairvaux 1793 abgerissen werden mußte. Das Steinmaterial wurde zum Straßenbau usw. verwandt. Aber die Figur des Heiligen ist heimlich gerettet worden und Pierre Quarré erkannte sie in der bis dahin wenig beachteten Statue einer 1940 gesprengten Brücken-Kapelle in Bar-sur-Aube (jetzt im dortigen Museum). Die Übereinstimmung mit den beiden Stichen nach verlorenen Zeichnungen in der Acta Sanctorum<sup>5)</sup> schloß die Beweiskette.

Abb. 23

Die relativ gut erhaltene Kalksteinstatue (80 cm Höhe) von Bar-sur-Aube krönte also bis 1793 den zweigeschossigen Grabbau, der um 1400 in feiner Maßwerk- und Säulenarchitektur errichtet worden ist. Die Figur gehört in die Reihe der Nachfolgewerke der Sluter-Schule. Der schlichte Fall des Gewandes, blockhaft die Gestalt umschließend und in wenigen großzügig angelegten Faltenbahnen Leben verleihend, findet seine Parallelen in den Pleurants der Herzoggräber zu Dijon. Der Heilige hielt in seiner rechten, beim Sturz in die Aube 1940, leider abgeschlagenen Hand den Abtsstab. Ein Stück des langen Sudariums steht noch vor dem rechten Bein neben einer durchgehenden senkrechten Falte der Kutte. In der linken trägt Bernhard das steinerne Modell einer Kirche, von den Formen und mit zentraler Öffnung eines Reliquienschreins. In Ergänzung zu P. Quarrés Ausführungen darf bemerkt werden, daß gerade in der Tatsache dieses Reliquienbehälters in der Hand und vor der Brust des Heiligen für den Gläubigen des Mittelalters die Realität des vera effigies, als welches die Grabstatue von Clairvaux galt, garantiert war. Der Ruhm des Bildwerks von Clairvaux drang durch die Zeiten und Länder, er wird noch in einem Gemälde des 17. Jahrhunderts der Zisterzienserabtei Lilienfeld in Österreich dokumentiert.

Dennoch gibt es ein weiteres, von P. Quarré in diesem Zusammenhange nicht erwähntes Standbild des Heiligen von leicht verändertem Typus, das Beachtung verdient, weil es sich an der Geburtsstätte Bernhards befindet und weil es dem Wörschweiler Fragment näher steht. Es handelt sich um die schöne Kalksteinstatue in der Pfarrkirche zu Fontaines-lès-Dijon, die mit der alten Polychromie noch besser erhalten ist als die Grabstatue von Bar-sur-Aube. Nur der obere Teil des Abtsstabs mit der Krümme ist abgebrochen und verloren. Auch hier hält Bernhard den Stab in der auf Brusthöhe gehobenen rechten Hand, die das langherabfallende, breitgefaltete Sudarium mitumschließt. In der linken Hand trägt der Heilige ein Buch. Es ist etwa in der Mitte geöffnet und Bernhards Finger halten ein Blatt fest. In großen Buchstaben ist der Text auf die beiden Buchseiten gemalt. Im Gegensatz zur Figur aus Clairvaux ist die Kapuze nicht aus dem Kuttens-

Abb. 24

stück geschnitten, sondern gehört zur Gugel, die über die Schultern gezogen wird. Ihr unterer Umschlagsaum verläuft quer über Brust und Oberarme, eine charakteristische Zäsur bezeichnend, welche Rumpf und Büste im Aufbau der Figur abgrenzt. Die Kapuze selbst ist nicht über den Kopf gezogen wie in Bar-sur-Aube, sondern zurückgeschlagen. Sie umrahmt den Kopf auf der Linie unterhalb des Kinns, an den Ohren und am Hinterhaupt. Zu unterscheiden ist auch der weitere Schnitt der Kutte, die im Gegensatz zur Bernhardfigur von Clairvaux ziemlich lange Ärmel besitzt und sich am Sockel um die Füße legt und staut.

Die Unterschiede zwischen den Figuren von Bar-sur-Aube (Clairvaux) und Fontaines-lès-Dijon sind nicht nur aus ikonologischen Gründen zu erklären (Grabstatue mit Reliquienschrein in Clairvaux — der Hinweis auf den Doktor Ecclesiae mit dem aufgeschlagenen Buch in Fontaines-lès-Dijon), sondern auch aus der verschiedenen Entstehungszeit. Die gedrungener und dem älteren Darstellungstypus der Miniaturmalerei verbundene Darstellung von Clairvaux gehört der unmittelbaren Sluter-Schule um 1400, die gestrecktere, freiere und realistischere Form von Fontaines-lès-Dijon dem fortgeschritteneren 15. Jahrhundert der späten Sluter-Nachfolge in Burgund<sup>6)</sup> an.

Es steht nun außer Zweifel, daß unser Wörschweiler Bruchstück dem Typ der Bernhardsfigur von Fontaines-lès-Dijon sehr viel näher kommt als dem Urbild von Clairvaux. Allein das Buchattribut, dann die Bekleidung mit der Gugel, aber auch die faltenreiche, langärmelige Kutte bringt das zum Ausdruck. In Wörschweiler war ebenfalls die Kapuze zurückgeschlagen, was in der seitlichen Ansicht ganz deutlich wird. Allerdings gibt es auch zwischen den Figuren von Fontaines-lès-Dijon und Wörschweiler Unterschiede, so in der Haltung des Buches, das dort aufgeschlagen, hier geschlossen gewesen sein muß, — und in der Draperie der Kutte. Diese bedeutet gleichsam einen dritten Typus innerhalb der monumentalen Steinbildnisse Bernhards. Es sieht so aus, als besäße die Kutte einen mantelartigen Überhang, der in großen Diagonalfalten vom kräftig sich abzeichnenden Spielbeinknie rechts zum linken Oberarm geworfen ist. Doch fragt es sich, wie ein solcher Umhang mit dem vorgeschriebenen Zuschnitt der Kutte in Übereinstimmung gebracht werden kann. Der Umhang läuft unter die Gugel und gibt auch die weiten Ärmel ab, — er selbst ist also die Kutte. Daß nicht nur oberhalb des Standbeinfußes, wo der Kuttentoff hochge rafft ist, das Untergewand erscheint, sondern auch vor der Brust unterhalb der Gugel, mag ein Mißverständnis sein. Grundsätzlich müßte die Gesamtheit der Stoffpartien unterhalb der Gugel als ein Bekleidungsstück, eben die Kutte, gebildet sein. Lediglich über den Füßen kann das Untergewand erscheinen, dort, wo der Kuttensaum angehoben wird.

Nun gibt es vielleicht einen Hinweis auf ein verlorenes Vorbild der Plastik in dem großen Barockgemälde, das den Heiligen darstellt, und das sich in Ville-sous-la-Ferté (Dep. Aube) befindet. Das späte Bild darf durchaus beanspruchen, als ein Dokument der Bernhard-Ikonographie betrachtet zu werden, da es aus der Abtei Clairvaux stammt und erst in der französischen Revolution an seinen jetzigen Standort gelangte<sup>4)</sup>. Bernhard erscheint hier als der Gründer von Clairvaux. Er hält das ziemlich große und ausführlich durchgestaltete Modell des Ostteils der Abteikirche von Clairvaux (des nach dem Tode Bernhards ausgeführten Erweiterungsbaus, der in der Baugeschichte als Clairvaux III bezeichnet wird) in der linken Hand, die rechte

Abb. 25

hält mit etwas lässig herabhängenden Fingern den kostbar verzierten Abtsstab. Über der faltenreichen Kutte sitzt die Gugel mit zurückgeschlagener Kapuze. Die Ärmel der Kutte sind weitgeschnitten. Die Stellung der Figur ist nach dem Prinzip des Kontrapostes angeordnet. Das rechte Bein zeichnet sich als Spielbein unter dem Stoff deutlich ab. Große Diagonalfalten ziehen von hier zur linken Armbeuge hoch. Gerade in diesen Partien liegt eine so weitgehende Übereinstimmung mit der Wörschweiler Figur, daß wir nicht fehl zu gehen glauben, wenn wir ein gemeinsames Vorbild für das Gemälde des 17. Jahrhunderts aus Clairvaux und die Figur aus Wörschweiler annehmen. Dieses verlorene Vorbild muß eine Skulptur gewesen sein, die den Typus von Fontaines-lès-Dijon abwandelte. Zu stark ist die Verwandtschaft in der Haltung der Hände, im Zurückschlagen der Kapuze, im Zugschnitt der Gugel und der Ärmel, um als Ausgangspunkt für das verlorene Standbild, das sich, wie wir meinen, im Gemälde von Ville-sous-la-Ferté spiegelt, nicht die schöne meisterliche Kalksteinstatue am Geburtsort des Heiligen Bernhard in Fontaines-lès-Dijon anzunehmen. Dies würde allerdings zur Konsequenz haben, daß die Bernhardfigur von Fontaines nicht zu spät datiert werden dürfte. Denn stilistisch halten wir das Wörschweiler Fragment dem Ausgang des 15. Jahrhunderts, spätestens dem beginnenden 16. Jahrhundert zugehörig, wovon noch gesprochen werden soll.

Die scheinbare Unstimmigkeit in der Anordnung der Gewandteile läßt sich auch mit einem Blick auf das Gemälde aus Clairvaux erklären. Auch hier sind die Diagonalfalten scharf von den senkrechten Bahnen des gleichen Stoffstücks über der Brust abgesetzt. (Es darf in diesem Zusammenhang auch an die Bernharddarstellung auf dem Heisterbacher Altar – München, Alte Pinakothek – Kölner Schule des 15. Jahrhunderts, erinnert werden: auch hier ist der Heilige mit geschlossenem Buch und mit faltenreicher, in der linken Armbeuge geraffter Kutte vorgestellt.) Im übrigen zeigt das Gemälde eine weiche, etwas lasche Auffassung, in der alle Formen des plastischen Vorbildes gemildert und entkräftet erscheinen müssen. Die Wörschweiler Figur kann uns eine lebhaftere Vorstellung von dem hier angenommenen burgundischen Modell geben.

Es fragt sich nun, ob nicht die 1789 eingeschmolzene Silberstatuette des Heiligen aus dem Kirchenschatz von Clairvaux, die in dem Inventar des Abtes Pierre de Virey (1471–1496) aufgeführt wird, das gesuchte Vorbild sowohl für die Figur von Wörschweiler als auch für das Gemälde des 17. Jahrhunderts abgegeben hat. Die vergoldete Statuette dürfte spätestens um 1490 entstanden sein. Sie wird auch 1504 erwähnt und 1640 beschrieben. In der Beschreibung heißt es ausdrücklich, daß der Heilige „portant l'église de Clairvaux, qui à son clocher a une clochette dedans et une croix en haut, et tient une crosse artistement élaborée et ornée de perles et de pierreries“<sup>4)</sup>. Die Beschreibung paßt unseres Erachtens sehr treffend auf das Gemälde von Ville-sous-la-Ferté, sowohl was die Kostbarkeit des Abtsstabes, als auch was die Darstellung der Abteikirche mit hohem, kreuzgeschmücktem Dachreiter betrifft. Doch war das Attribut der Abteikirche von Clairvaux nur an diesem Orte selbst sinnvoll, um den Gründer von Clavaallis zu feiern. An anderen Stätten wurde es durch das Buch des doctor ecclesiae ersetzt.

Für die Figur von Wörschweiler ist die Kontrapoststellung mit dem ziemlich hochangesetzten Spielbeinknie charakteristisch. Das ist eine Eigenart des späteren 15. Jahrhunderts. Es können also keine großen zeitlichen Abstände



Abb. 16

St. Bernhard-Fragment, Wörsweiler,  
Aufnahme Herbst 1955 neben dem Fundort



Abb. 17 und 18  
Heiliger Leonhard aus der Anna-Kapelle  
in Habkirchen,  
Kreis St. Ingbert, Saarland



Abb. 19 bis 22 St. Bernhard, Wörschweiler

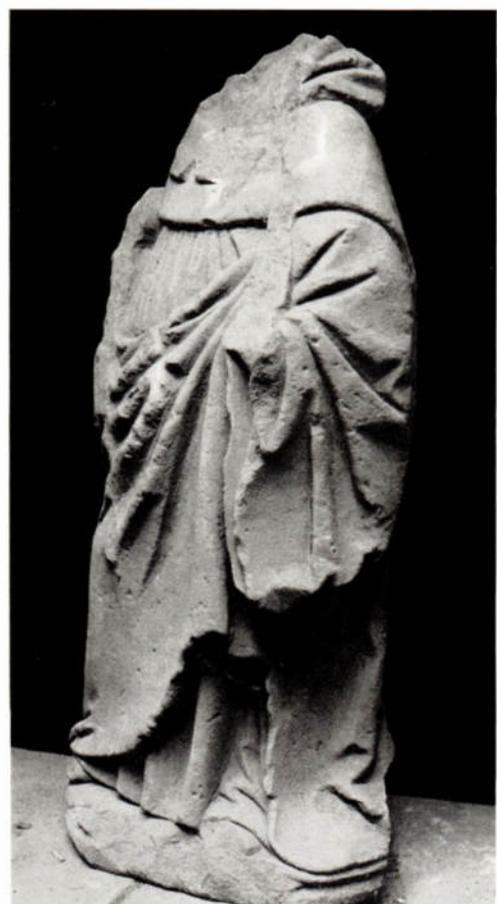




Abb. 23 St. Bernhard, Stein mit Resten von Bemalung,  
ehemals auf dem Grabmal des Heiligen  
in der Abteikirche Clairvaux  
(Anfang 15. Jahrhundert) Bar-sur-Aube, Museum



Abb. 24 St. Bernhard, Kalkstein, bemalt,  
Pfarrkirche neben der Burg von Fontaines-lès-Dijon,  
wo Bernhard geboren wurde  
(2. Hälfte 15. Jahrhundert)



Abb. 25 St. Bernhard als Gründer von Clairvaux,  
Ölgemälde aus der Abtei Clairvaux, 17. Jahrhundert, Pfarrkirche von Ville-sous-la-Ferté

zwischen der verlorenen Goldsilberstatuette von Clairvaux und der Figur von Wörschweiler angenommen werden, wobei an eine chronologische Folge im Sinne dieser Aufzählung gedacht wird.

Die straffe Organisation des Zisterzienserordens, die engen Beziehungen aller Klöster zu den ältesten Gründungsabteien und zu den Stätten der großen Heiligen des Ordens machen es höchstwahrscheinlich, daß man auch für das Wörschweiler Bernhardtbild ein burgundisches Modell zu Rate zog. Dabei spielt freilich eine nicht unwesentliche Rolle, von wo der Bildhauer stammt, wo er gelernt hat, welche Aufgabe ihm gestellt wird, wie er sie auffaßt und schließlich, wo und in welchem zeitlichen und räumlichen Abstände zum Modell sein Werk entsteht. Dazu kann hier nur vermerkt werden, daß unser Fund, wenn nicht auf dem Wörschweiler Klosterberg selbst, so doch in seiner unmittelbaren Nachbarschaft gemeißelt worden sein muß. Denn das Steinmaterial stammt, wie oben bereits gesagt, aus den gleichen Brüchen, aus denen die Bauten der Abtei aufgeführt wurden. Es handelt sich also auf keinen Fall um ein Importstück.

Mag für den ikonographischen Typus des Bernhardtbildes, wie hier vorgeschlagen wird, die Silberstatuette von Clairvaux das Vorbild abgegeben haben, so ist für den Steinbildhauer natürlich die monumentale Skulptur in ihrer Umgebung, das heißt der Geist der späten Sluter-Nachfolge in Burgund als wichtigste Anregung vorauszusetzen. In der Schwere der Blockauffassung und im Stofflichen ist eine solche Nachwirkung durchaus zu spüren. Allein wie die Gugel, das Sudarium und die Ärmel der Kutte, aber auch ihr unterer Saum behandelt sind, weckt Erinnerungen an die Bernhardstatuen von Fontaines-lès-Dijon und letztlich noch von Clairvaux (Bar-sur-Aube). Aber das neue Moment der reicheren Gewandgliederung, des spätgotischen Kontrapostes, der Diagonalposition weist unabhängig von der Vermutung, daß hierfür die verlorene Silberstatuette Vorbildlich war, auf eine spätere Stilphase. Bildet das Burgundische und wohl auch seine Nachwirkung im lothringischen Raum <sup>7)</sup> die eine Komponente, so darf als zweite die oberrheinisch-elsässische Plastik genannt werden, deren Strahlkraft im späten 15. Jahrhundert in die Gebiete Lothringens, in die Lande an der Saar und in den pfälzisch-mittelrheinischen Raum immer deutlicher wird <sup>8)</sup>. Für die erste Komponente mag außer auf die behandelten Bernhardstatuen in Burgund auf die Barbarafigur in der Kathedrale von Metz <sup>7)</sup> mit ihrer Verwandtschaft im Standmotiv mit dem ziemlich hoch und eckig herausgesetzten Spielbeinknie verwiesen werden. Für die oberrheinisch-elsässischen Züge soll auf die Gestalt eines Stifters (Kanonikers) einer zerstörten Kreuzigungsgruppe in Neuweiler-Elsaß <sup>9)</sup> gedeutet werden. Damit ist etwa der Bereich abgetastet, aus dem der Bildhauer unserer Wörschweiler Figur Anregungen empfangen haben mochte. Seine Arbeit kann als tüchtig bezeichnet werden, einen höheren Rang wagt man nicht zuzuerkennen, zumal Hände und Antlitz fehlen, die über die Qualität letzten Aufschluß geben würden. Es sei noch einmal die schon erwähnte Holzstatuette eines Heiligen Leonhard (bei Dehio-Gall Hl. Rudolf) in der Anna-Kapelle zu Habkirchen, Kreis St. Ingbert (Saarland), herangezogen, die uns vielleicht Hinweise für die verlorenen Teile der Wörschweiler Figur geben kann. Hier sind die Hände und vor allem der Kopf recht ausdrucksvoll gestaltet, wie auch die Gesamtanlage in Standmotiv und Gewandgliederung manche Ähnlichkeiten zeigt <sup>10)</sup>. Vielleicht läßt sich mit aller Vorsicht aus solchen Zusammenhängen vermuten, daß in Wörschweiler oder in seiner

Nähe eine Werkstatt des Meisters um 1500 bestanden hat. Bei dem hohen Grade an Kunstzerstörungen durch Kriege, Revolution und Unverständnis in unserem Raume muß man für jedes Mosaiksteinchen dankbar sein, durch welches die ursprüngliche Kulturlandschaft wieder anschaulich wird. Das Fragment einer Bernhard-Statue aus dem Ruinenschutt von Wörschweiler darf als ein glücklicher Fund in diesem Sinne bezeichnet werden.

Anmerkungen:

- 1) Vergleiche:
  - a) J. A. Schmoll gen. Eisenwerth, Vorbericht über die Grabungen an der Ruine des Zisterzienserklosters Wörschweiler, Saarbrücker Hefte, 1, 1955, p. 70-77, und
  - b) J. A. Schmoll gen. Eisenwerth, Zum derzeitigen Stand der Untersuchungen und Grabungen an der Ruine des ehemaligen Zisterzienserklosters Wörschweiler, Monatshefte für evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes, Jahrgang V, Heft 5/6, Düsseldorf Mai-Juni 1956, p. 65-70.
- 2) Andreas Neubauer, Regesten des Klosters Wörschweiler, Speyer 1921 (Im Verlag des Historischen Vereins der Pfalz.)
- 3) a) P. Tiburtius Hümpfner S.O.C., Ikonographie des Hl. Bernhard von Clairvaux, Augsburg, Köln, Wien 1927, — ein erster, ganz unvollständiger Versuch.  
b) Saint Bernard et l'Art des Cisterciens, Musée de Dijon, 1953 — Ausstellungskatalog von Pierre Quarré.
- 4) Pierre Quarré, L'Iconographie de Saint Bernard à Clairvaux et les origines de la vera effigies, Mélanges Saint Bernard, XXIVe Congrès de l'Association Bourguignonne Dijon, 1954, p. 342 ff.
- 5) Acta Sanctorum, Augusti, Tomus IV, Antwerpen 1739, Neudruck Paris und Rom 1867, p. 354 und 355. Die zwei Stiche auf den angegebenen Seiten des Sammelwerks der Bollandisten zeigen den Grabbau des Heiligen Bernhard von vorne und von der Seite. Auch bei P. Quarré — (s. Anm. 3) — abgebildet.
- 6) Die Datierung der Figur von Fontaines-lès Dijon ist noch umstritten. Bislang dem früheren 15. Jahrhundert zugeteilt, zieht Henri David, De Sluter à Sabin, La fin du Moyen âge, Paris, 1933, eine sehr späte Ausführung von der Hand des letzten großen Meisters der Sluter-Nachfolge, Antoine Le Moiturier, um 1495 in Betracht. Dieser Meinung schließt sich auch Marcel Aubert, La Sculpture française au Moyen âge, Paris, 1947, an, läßt aber Bedenken zu. Rein stilistisch wäre eine Ausführung um 1460/70 denkbar, im Anschluß an die späten Pleurants von Dijon. Die späte Sluter-Nachfolge in Burgund, Lothringen und darüber hinaus bedarf durchaus noch der genaueren Erforschung.
- 7) Vgl. J. A. Schmoll gen. Eisenwerth, Zwei lothringische Barbara-Figuren des 15. Jahrhunderts, Annales Universitatis Saraviensis, Phil. Reihe, Heft 4/1956.
- 8) Vgl. Hans Karl Frenz, Die Schulkreise Niklaus Gerhaerts von Leyden am Mittel- und Oberrhein, Dissertation Freiburg i. B. 1943 (Mmscr.)  
J. A. Schmoll gen. Eisenwerth, Madonnen Niklaus Gerhaerts von Leyden, seines Kreises und seiner Nachfolge, Jahrbuch der Hamburgischen Museen 1957.
- 9) Den Hinweis verdanke ich Marieluise Hauck, die in ihrer vor dem Abschluß stehenden Saarbrücker Dissertation über Conrad Sifer und seinen Kreis die spätgotische Plastik in Neuweiler eingehend behandelt.
- 10) P. Volkelt machte mich auf die Übereinstimmungen aufmerksam, wofür ich an dieser Stelle danke. In seiner zusammenfassenden Arbeit über die mittelalterliche Plastik im Saarland (vor dem Abschluß) wird auch der Heilige Leonhard von Habkirchen gesondert besprochen.

## DIE TRIERER PORZELLAN-MANUFAKTUR ST. MARTIN

VON WALTER DIECK

Unter dem Namen „Trierer Porzellan“ können sich die wenigsten Kenner des edlen Werkstoffes etwas vorstellen. Die großen Porzellanmanufakturen des 18. Jahrhunderts hatten meist fürstliche Gründer, durften sich auch in Zeiten wirtschaftlichen Stillstandes auf ihre Geldgeber verlassen und wurden so durch ihre Erzeugnisse berühmt. Von der Trierer Fabrik ist selten

die Rede, sie war eine bürgerliche Schöpfung und hatte nur ein kurzes Leben. Zwar gab es bis zum Ende des Jahrhunderts einen Trierer Kurstaat, seine geistlichen Herrn beteiligten sich aber nicht an dem Wettstreit vieler ihrer weltlichen Standesgenossen, innerhalb der eigenen Landesgrenzen eine Porzellanfabrik ins Leben zu rufen. Trier mußte erst von den Franzosen besetzt und zur Hauptstadt des Saardepartements gemacht werden, ehe zu Anfang des 19. Jahrhunderts auch auf seinem Boden die zarte Pflanze einer Kunstwerkstatt erwuchs, die sich Manufacture de St. Martin près Trèves nannte. Die politische Unruhe der Zeit bis zum Sturze Napoleons und die Kriegsjahre waren dem Gedeihen des jungen Unternehmens nicht zuträglich. Es mußte mehrmals den Besitzer wechseln, konnte nur mit Unterbrechungen und erst unter preußischer Leitung so wirtschaftlich arbeiten, daß es im Ganzen ein Alter von knapp 20 Jahren erreichte. Darum sind die Erzeugnisse der Trierer Fabrik Raritäten geblieben, und – abgesehen von reinem Gebrauchsgeschirr – wohlbehütete Vitrinestücke einzelner Sammler. Nur einem kleinen Kreise kamen sie bis jetzt zu Gesicht, und die Handbücher der zünftigen Geschichte des Kunstgewerbes nahmen noch nicht ernstlich von ihnen Notiz. Trotzdem gibt es genug gesicherte Arbeiten der Trierer Manufaktur; ihre Form und Bemalung entbehren nicht des Reizes und die Nachrichten über die Existenz der Fabrik sind urkundlich so begründet, daß von Trierer Porzellan als von einer wissenswerten kunstgeschichtlichen Realität gesprochen werden kann.

Seitdem Emil Krüger, der verdiente frühere Direktor des Rheinischen Landesmuseums Trier im Jahre 1909 zum ersten Male in einer grundlegenden Veröffentlichung <sup>1)</sup> das Trierer Porzellan vorstellte, hat die nachfolgende Forschung noch allerlei archivalisch begründete Einzelzüge <sup>2)</sup> über Geschick und Produkte der Fabrik beigebracht. Zusammengefaßt, am erhaltenen Bestande geprüft und durch eigene Beobachtungen des Verfassers erweitert, geben sie etwa folgendes Bild: Die Fabrik hatte ihre Stätte in dem schönen alten Renaissancegebäude am Martinsufer in Trier, dem letzten Rest des ehemaligen Martinsstiftes, das gegenüber der Moselinsel am Kopf der heutigen Kaiser-Wilhelm-Brücke liegt. Dort wurde sie um das Jahr 1807 von Christian Josef Deuster gegründet und eingerichtet. Hinter der privaten Initiative dieses Mannes stand die Gunst der französischen Verwaltung, die auf der Suche nach neuen Verdienstmöglichkeiten für die industriearme Trierer Bevölkerung französischem Geschmack Geltung zu verschaffen bemüht war. Deuster selbst stammte aus der Umgebung Triers, hatte aber lange in Paris gearbeitet und war dort fachmännisch ausgebildet worden. Nachdem sein Betrieb annähernd zwei Jahre fabriziert und damit die Bewährungsprobe bestanden hatte, wurde ihm endgültig am 6. November 1809 vom Präfekten Keppler die Konzession erteilt. Die schützende Hand Kepplers wußte auch das nötige Geld zu beschaffen. Als Deuster nach anfänglichen Erfolgen – es ist von einer Belegschaft bis zu 90 Arbeitern die Rede – das Betriebskapital ausging, verband er sich 1812 mit einer Gruppe von Geldleuten. Unter ihnen werden an erster Stelle der Präfekt Keppler, der Unterpräfekt Kars und der Deputierte Gand genannt. Der Name des so wieder flott gemachten Unternehmens lautete: „Gand l'ainé, Freund & Co.“ Das leitende Personal bestand zum überwiegenden Teile aus Franzosen, deren Beziehungen zu anderen französischen Manufakturen, besonders zu Sèvres, so eng gewesen sein müssen, daß es gelang, die Fabrik schon frühzeitig mit zwei Muffelöfen modernster Bauart für feinsten Brand

auszustatten und sie dadurch auch zur Herstellung von qualitativ hochstehenden Luxusgeschirren fähig zu machen. Der Standort der Fabrik am Ufer der damals schiffbaren Mosel begünstigte das Heranschaffen ihrer Rohstoffe und den Versand ihrer Fertigwaren. Dort landete das über den Saônekanal aus Limoges herbeigeholte Kaolin und wurde in zwei unmittelbar vor dem Hause gelegenen Wassermühlen aufbereitet. Von dort konnten die Waren der Fabrik direkt in Schiffe verladen und auf dem billigen Wasserwege zum Rhein, nach Holland, ins Elsaß und nach Lothringen transportiert werden, wo sie – eine seltsame Ironie des Zufalls – mit der französischen Hauptmanufaktur Sèvres durch niedrige Preise in schärfsten Wettbewerb traten.

Das Ende der französischen Besatzung und die Kriegsjahre von 1813–1814 überlebte die Fabrik nicht; sie mußte mit einem Verlust von 207 000 Franken liquidiert werden. Erst 1816 wagte unter nunmehr preußischer Herrschaft der Trierer Kaufmann Peter Marx das Werk mit allen Einrichtungen und Warenvorräten zu ersteigern und den Betrieb neu zu beleben. Er versicherte sich dazu der Unterstützung der Landesregierung, die ihm verbilligte Holzlieferungen und steuerfreie Verkaufslizenzen zusagte, unter der Bedingung, daß er die Fabrikation sofort wieder in vollem Umfange aufnahm. Marx durfte seine Erzeugnisse steuerfrei auch in die preußischen Landesteile rechts der Weser sowie in die Provinzen Ravensberg, Minden und Paderborn einführen, wenn sie mit Zertifikaten der Stadt Trier versehen waren. Man hoffte, auf diese Weise der Konkurrenz französischen Porzellans in diesen Gebieten begegnen und die Berliner Manufaktur entlasten zu können, der es unmöglich war, größere Vorräte am Rhein zu unterhalten. Alle Vorbedingungen für einen anhaltenden Aufstieg der Trierer Fabrik schienen damit erfüllt. Wenn ihr trotzdem kein langes Dasein mehr beschieden war, so muß der Grund dafür wohl in denselben Erschwernissen gesucht werden, denen das Unternehmen schon bald nach seinen Anfängen unterlag: Der Betrieb war zu kostspielig. 1817 wird noch von einem blühenden Geschäftsgang berichtet. Trierer Bürger und Fremde, „die auf Eleganz halten“, werden als Abnehmer von feinerem Geschirr genannt. Die Fabrik beschäftigte damals durchschnittlich 50 Arbeiter und besaß in dem Laden von Ramboux am Hauptmarkt eine eigene Verkaufsstelle. Das Kaolin mußte aber immer noch weither aus Limoges und Passau bezogen werden. Den damit verbundenen finanziellen Lasten war auch Marx auf die Dauer nicht gewachsen. Nach 1823 verlautet nichts mehr von der Trierer Manufaktur, der Betrieb war endgültig eingestellt.

Über das Personal der Fabrik ist verhältnismäßig wenig bekannt. Die meisten Angehörigen des Betriebes wohnten in dem nahegelegenen Vorort Zurlauben. Aus Kirchenbucheintragungen und Zivilstandsregistern konnte eine nicht sehr umfangreiche Liste von Namen zusammengestellt werden. Sie umfaßt den Zeitraum von 1807–1813. An erster Stelle stehen neben dem Fabrikanten Christian Josef Deuster drei offenbar als Fachleute der Firmenleitung angehörige Männer: Der „Fabrikdirektor“ genannte Josef Maurice Coeur d’assier, dessen Sohn Leopold und der Gesellschafter der Firma Antoine Gand. Es folgen die wohl als Former anzusehenden Handwerker Felix Vasong, Chrétien Schepper, Franz Brenner, Wilhelm Erasme, Jakob Ludowicy, Barthelemy Stein, Jakob Hitter, Jean Graeff und Theodor Flesch sowie die Maler Jean Baptist Devouton, Alexis Delbarre und Jean Baptist Warlang. Von diesen kamen die Modelleure Vasong aus Niederwiller und

Abb. 26

Schepper aus Frankenthal, der Maler Delbarre aus Paris: ein Hinweis auf die in jener Zeit übliche Wanderschaft bewährter Fachleute von einer Manufaktur zur anderen. Endgültiges über das weitere Personal und die von ihm getragenen für die Geschichte des Porzellans wichtigen Querverbindungen der Trierer Fabrik zu anderen Manufakturen würde vermutlich erst aus französischen Akten der Zeit zu ersehen sein. Genauer unterrichtet sind wir nur über das Leben des Malers J. B. Warlang, der sich später Walrand nannte. Walrand (1799–1865) war gebürtiger Trierer. Er bemalte ganze Serien von feineren Geschirren mit Trierer Ansichten, die meist seine Signatur tragen. Er blieb der Porzellanmalerei auch treu, als die Trierer Manufaktur eingegangen war und ließ sich zu diesem Zwecke Geschirre fremder Fabriken unbemalt von auswärts kommen.

Abb. 27

Die Erzeugnisse der Fabrik geben den anschaulichsten Begriff von ihren Leistungen. Da das Unternehmen keine eigene Fabrikmarke führte, sind sie nicht immer leicht zu erkennen. Eine einzige Prunkvase trägt, in Gold aufgemalt, die Herkunftsbezeichnung „Manufacture de St. Martin près Trèves“.

Abb. 34

Abb. 28 bis 33

Alle übrigen Produkte der Fabrik müssen durch Vergleich mit einigen Vasen und Servicen bestimmt werden, die aus dem Besitz von Nachkommen der Familie Marx stammend, als gesichert gelten. Der Gebrauchszweck des Trierer Porzellans beschränkte sich nach diesen Zeugnissen auf Kaffeegeschirr und Ziervasen. Andere Gefäßsorten konnten bis jetzt nicht beobachtet werden. Figürliche Plastik fehlt ganz. Die erhaltenen Geschirre scheinen fast ausschließlich festlichem Gebrauch gedient zu haben. Ihrer Entstehungszeit entsprechend sind sie in den Formen des klassizistischen Stils gehalten, von der strengen scharfkantig gebrochenen Form des Empire bis zu der weicheren, kurvenreicheren und bauchig ausladenden des Biedermeier. Die steilen Kannen, halbovalen Dosen und zylindrischen Tassen leiten die etwas steife Anmut ihrer Erscheinung aus der Formenwelt der Antike ab. Nach Art römischer Gefäße gestaltet, betonen sie den klaren Umriß, die scharfabgesetzte Einzelform und beziehen auch die Motive ihres plastischen Zierrates, menschliche Masken und Tierköpfe an Henkeln und Ausgüssen, vom antiken Formenschatz. Der straffgegliederten Form ist die farbige Bemalung angepaßt. Bandartige Goldstreifen umziehen die Ränder der Gefäße und rahmen Bildfelder ein, auf denen bunte Ansichten, Baum- und Ruinengruppen oder figürliche Motive erschienen.

Einen gewissen, wenn auch sehr unsicheren Anhalt für die Bestimmung bieten einzelne, in der Fabrik gebräuchliche Ritzzeichen unter der Bodenglasur der Gefäße. Dabei werden die Buchstaben B, C, E, F, G, H, J, K, L, M, P, S, V, W in verschiedener Schreibweise verwendet und können sich z. B. auf die Namen von Formern, wie Brenner, Erasme, Flesch, Graeff, Hitter, Ludowicy, Schepper, Stein und Vasong beziehen, soweit sie nicht als einfache Kennzeichen von Warenstapeln gemeint sind. Allein die Art der Bemalung läßt eine annähernde Chronologie des überlieferten Bestandes und den Versuch einer Unterscheidung nach Malerhänden zu. Danach sind als die frühesten, wohl noch in französischer Zeit entstandenen Stücke alle größeren Vasen anzusprechen. Sie zeichnen sich durch schlanke Form aus, haben Schwanenhenkel und sind mit allegorischen Figuren, Emblemen und Phantasielandschaften bemalt. Der Maler dieser Stücke ist vermutlich jener Anonymus Baron de . . ., den eine Aktennotiz des Trierer Stadtarchivs als fähigsten Kopf der Manufaktur während ihrer Frühzeit bezeichnet. Seine Hand wird auch an der Bemalung eines etwa gleichzeitigen Kaffee-

services erkennbar. Deutlich davon unterschieden ist eine weitere, besonders für das Figürliche begabte Malerhand; von ihr dürften der Dekor eines Apostelservices stammen und die Soldatengruppen auf Tassen und Kannen eines anderen Geschirres. Ebenso individuell erscheint die Handschrift eines dritten Malers, der unter Nichtachtung der Gefäßformen die einzelnen Geschirrteile mit ungewöhnlich gut beobachteten naturnahen Rasenstücken und Baumlandschaften überzieht. Klar erkennbar als eigene Malerpersönlichkeit ist endlich Walrand. Der Künstler trat schon als sehr junger Mensch in den Betrieb der Manufaktur ein; auf einer von ihm signierten Kuppe findet sich die Jahreszahl 1818. Wohl ausschließlich von ihm stammen die zahlreichen Kaffeegeschirre mit Trierer Stadtansichten, die den Erzeugnissen der Fabrik ihre liebenswürdige, heimatverbundene Note gegeben haben. Das Museum der Stadt Trier besitzt einen Teil des Skizzenbuches und ein Selbstporträt Walrands. Man sieht es den hageren, abgezehrten Zügen des Mannes an, daß ihm seiner Hände Arbeit wohl nie große Reichtümer einbrachte. Sein Bildnis zeugt aber auch von der Liebe und geduldigen Sorgfalt, mit der sein spitzer Pinsel zeitlebens die Schönheiten seiner Heimat im Bilde festzuhalten bemüht war. Er hat sie alle aufs Porzellan gebracht, die schon damals berühmten Sehenswürdigkeiten Triers: Porta Nigra und Kaiserthermen, Dom und Liebfrauen, Basilika und St. Paulin, Frankenturm und Igeler Säule. Aber auch die bescheideneren Reize der Trierer Landschaft erscheinen auf den gekrümmten Wandungen von Tassen und Kannen, und man glaubt, den biedereren Mann in seinem Heimatdialekt reden zu hören, wenn man in der unbekümmerten Rechtschreibung der Zeit die Unterschriften liest: „St. Barbeln, St. Märgen bey Trier, Zurmayen.“ Walrands Name wird immer mit den bekanntesten Erzeugnissen der Trierer Manufaktur verbunden bleiben.

Abb. 27

Natürlich stellte die Fabrik außer den hier näher charakterisierten Luxusgefäßen auch einfache Gebrauchswaren her, sonst hätte sie nicht existieren können. Es gibt davon Beispiele in mehreren Qualitätsstufen, deren Preisunterschied offenbar diktiert wurde durch die mehr oder minder aufwendige Bemalung mit rein ornamentalem Dekor. Neben Geschirren mit feinstilisierten Palmettendekor in Gold stehen solche mit farbigen Blattranken und andere, die nur einfache Punktmuster tragen oder ganz weiß gelassen sind. Einzelne davon sind durch Erbgang für die Trierer Manufaktur gesichert. An ihnen die Echtheit neu auftauchender Geschirre zu prüfen, gelingt nur dann, wenn die Formelemente unzweideutig für Trierer Herkunft sprechen oder gängige Ritzzeichen der Fabrik die Vermutung bekräftigen. Doch betritt der Experte hier unsicheren Boden, weil andere kleine deutsche Manufakturen aus Konkurrenzgründen ähnliche Muster herstellten und damit die Merkmale verwischten.

Im Ganzen gesehen war die Manufaktur St. Martin nur eine kurze, aber doch recht denkwürdige Episode der Trierer Wirtschafts- und Kunstgeschichte. Der Versuch, der industriearmen Bevölkerung Triers durch Gründung eines keramischen Fabrikbetriebes Verdienstmöglichkeiten zu sichern, hatte seinen guten Sinn. Er hat das Verdienst, eine Sonderform des Porzellans hervorgebracht zu haben, die qualitativ den Vergleich mit den Erzeugnissen mancher bekannteren kleinen Manufaktur Deutschlands nicht zu scheuen braucht. Kunstgeschichtlich bedeutet er die Wiederaufnahme einer alten Tradition der Römerzeit, die auf dem Boden Triers umfangreiche keramische Werkstätten erblühen sah, allerdings nur solche, die hei-

mische Rohstoffe benutzen. Der erhaltene Vorrat dessen, was die Trierer Porzellanmanufaktur erzeugte, ist zweifellos noch nicht erschöpft. Daß neu aufgefundene Stücke festgehalten und der weiteren Forschung dienstbar gemacht werden, ist um so mehr zu wünschen, als die Zerstörungen des letzten Krieges dem Trierer Sammlungsbestand selbst schmerzliche Lücken gerissen haben.

Anmerkungen:

- 1) E. Krüger, Trierer Porzellan, Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz. 3. Jahrgang, Heft 2, S. 101 f.
- 2) Zur Geschichte der Trierer Porzellanmanufaktur, Trierische Chronik, 8. Jahrg., Heft 4, S. 64  
H. Milz, Zur Geschichte der St. Martiners Porzellanmanufaktur, Trierische Chronik, 16. Jahrgang, Heft 7  
P. Brock, Die Keramik im Trierer Bezirk seit Beginn der französischen Besatzung 1794. Trierer Zeitschrift 1926, Seite 63 f.  
H. van Ham, Aus der Geschichte der Trierer Porzellanmanufaktur, Trierische Landeszeitung vom 13. Februar 1941

## DIE GLASHÜTTEN DER DEUTSCHEN BALLEI VON 1600 BIS 1632

VON HENRI HIEGEL

Wer die Geschichte der Glasmacherei in Lothringen erforscht, wird bald erkennen, daß sie ein Kind der Wälder ist. Die Glasbereitung verlangt eine Hitze von ungefähr 1400 Grad; daraus erhellt, daß die Frage des Brennstoffes die wichtigste sein mußte. Die andern Grundstoffe wie Sand, Pottasche, Soda, Kalk konnten herbeigeschafft werden. Wasserläufe fanden sich in den Wäldern leicht vor, dort erstanden die Glashütten. Da man ein Holz von hohem Heizwert benötigte, waren Buchen- und Eichenwälder besonders begehrt. Für die Landesherren mußte es verlockend sein, die Wälder, welche im allgemeinen nur einen geringen Ertrag abwarfen, den Glasmachern zu eröffnen, um sie so wirtschaftlicher zu gestalten und gleichzeitig ihren Untertanen die Möglichkeit des Broterwerbs zu geben.

Greifbarer Anfang der lothringischen Glashüttengeschichte ist die „Charte des verriers“ (Freiheitsbrief der Glasmacher) des Jahres 1448, die der Regent in Lothringen, Johann von Kalabrien, auf Ersuchen der Glasmacher gab, denen ihre alten Briefe in Kriegsläufte verlorengegangen waren. Wir erfahren aus ihr auch die Namen der vier Glasmachergeschlechter böhmischer Herkunft, die samt ihren Nachkommen für die Geschichte der Glasmacherei in Lothringen und im angrenzenden Saarland von Bedeutung wurden: Hendel (Hennezel), Tison (Thysac), Bisoval (Brisoval, Briseverre), Thiedry (Thiétry, Dietrich). Wie begehrt die Glasmacher waren, geht aus der Tatsache hervor, daß der lothringische Herzog ihnen in der Charte und deren späteren Bestätigungen neben zahlreichen andern Rechten und Freiheiten den Adel verlieh. Als „Adlige Glasmacher“ (Gentilshommes Verriers) treten sie hinfort immer wieder, auch mit dem Titel „Ecuyer“ (Edelmann) auf.

Es bestand ein bemerkenswerter Unterschied zwischen den Glasmachern, die „les grands verres“ oder „verres de table“, also Tafelglas, 3 Fuß lang und 1½ Fuß breit, herstellten, und denen, die „les menuz verres“, la gobe-

terie de verre ordinaire, also Flaschen und Trinkgläser erzeugten. Tafelglas zu bereiten, war den adligen Glasmachern vorbehalten, die auch Flaschen und Gläser aus dunklem Glas (verre noir) fabrizierten. Beides erforderte die Kenntnis besonderer Rezepte und Handfertigkeiten, also Berufsgeheimnisse, auf deren Bewahrung nachdrücklich geachtet wurde. Hatte ein junger adliger Glasmacher das 15. Lebensjahr erreicht, so schwur er einen vorgeschriebenen Eid, von dem noch die Rede sein wird.

*Gabriel Ladaique*, dem wir eine neue Untersuchung der Glas- und Kristallindustrie verdanken, schreibt: „Es waren also Glasmacher von einer ganz besonderen Art, untereinander verbunden durch einen feierlichen Eid, sie heirateten untereinander, waren Edelleute ohne Schloß, wohnten das ganze Jahr über im Walde, ganz auf sich angewiesen, sie führten ihr Familienunternehmen, arbeiteten bald als Holzfäller, bald als Bauern, Glasbläser, Glasofenheizer, Zimmerleute und Töpfer, ja sogar als Chemiker, und nahmen innigen Anteil am Leben ihrer Arbeiter, mit denen sie auf der Suche nach Holz für ihren Ofen von Ort zu Ort zogen.“ \*)

### 1. Die Glashütte zu Kreuzwald

Herzog Karl III. bestätigte im Oktober 1570 die adligen Freiheiten, die 1516 durch Anton den Guten den Condés, einer protestantischen Familie, gegeben worden waren. Die Familie besaß Glashütten und Güter in den Aronnen (in Four des Moines bei La Chalade, Aux Senades bei Clermont) und in Clévant. Im Dezember 1604 beschränkte der Herzog diese Freiheiten auf die von den adligen Glasmachern des Jahres 1448 abstammenden Familien der Condé, Hennezel, Brisonnale, Du Tyson und Duhou. 1591 hatte Jacques de Condé gen. Flory, Herr von Clévant-lès-Custines (Condé sur Moselle) und von Xivry drei Kinder: Jesaias, Daniel und Louis. Der Letztgenannte, ein streitsüchtiger Mann, hatte Händel mit seinem Vater, dann mit seiner Mutter wegen der Erbschaft und schließlich wegen der herzoglichen Gerichtsbarkeit gehabt. Ohne Zweifel ist es diese Familie, welche sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts in der Gegend von Kreuzwald (Bois de la Croix), sei es nun im Lothringischen oder in der Grafschaft Nassau-Saarbrücken, niederließ. 1600–1601 verkaufte der Kapitän Etienne de Henin von Pfalzburg an Louis, Daniel, Jesaias und Judith, welche sich adlige Glasmacher nannten, für 2800 frs. den Grund und Boden von Kreuzwald gen. La Houve, welchen er 1594–98 von dem Kloster Busendorf auf dem linken Ufer der Bist erworben hatte. Der Herzog von Lothringen überließ seinerseits seinen Warndanteil auf dem linken Ufer der Bist als ein vom Amte Berus abhängiges Lehen. Zusammen mit andern Glasmachern begannen die Condés die Glashütte von Kreuzwald-La Croix und das gleichnamige Dorf unter lothringischer Souveränität zu gründen und betrieben die Wiederbesiedlung des unter nassauischer Hoheit liegenden Dorfes Überherrn.

Im Februar 1607 verteilte Louis de Condé vor einem Wallerfanger Notar an 17 Kolonisten 233 Tagwerk oder Morgen (zu 36 Ruten, die Rute zu 18 Schuh) seiner Ländereien von Kreuzwald-La Croix und zwar an:

|                             |                                |
|-----------------------------|--------------------------------|
| Jean Lantiquier             | 30 Tagwerk und zwei Plätze,    |
| Pierre Marchand gen. Kremer | 10 Tagwerk und 1 Platz,        |
| Jean Robinet                | 18 Tagwerk und 2 freie Plätze, |

\*) Gabriel Ladaique, *L'industrie du verre et du cristal dans les départements de Meurthe-et-Moselle et des Vosges*, in *Annales de l'Est* 1957 pp. 125–144.

|                  |                                     |
|------------------|-------------------------------------|
| Fremy Robinet    | 13 Tagwerk und $\frac{1}{2}$ Platz, |
| Antoine Hugo     | 20 Tagwerk und 2 Plätze,            |
| Claude Fouquet   | 10 Tagwerk und 1 Platz,             |
| Etienne Michel   | 10 Tagwerk,                         |
| Poncelet Humbert | 6 Tagwerk,                          |
| Pierre Hugo      | 11 Tagwerk und 1 Platz,             |
| Leonard Michiel  | 11 Tagwerk und 1 Platz,             |
| Silvain Robinet  | 10 Tagwerk,                         |
| Hans Schreiner   | 10 Tagwerk und zwei Plätze,         |
| Jean Millot      | 13 Tagwerk,                         |
| Richard Lagoutte | 18 Tagwerk und 2 Plätze,            |
| Jeanne Pougette  | 10 Tagwerk und 1 Platz,             |
| Jean Randelot    | 4 Tagwerk,                          |
| Pierre Dommaget  | 4 Tagwerk.                          |

Für die freien Siedlungsplätze, die Wohnungen, die Gebäude und Zubehör (usuaire et aisances) von Kreuzwald hatten die Kolonisten 1 Franken Zins zu erlegen, die Bodenabgabe betrug den zehnten Teil der Ernte, und ab 1611 kam auf jedes Tagwerk ein Zins von 1 Gros. Die Kolonisten hatten Anrecht auf Fallholz, Langhalm und Ecker. Sie entrichteten für letzteren 3 Gros je Schwein. Der Grundherr versprach, für seine Zwecke nicht mehr als 107 Tagwerk urbar zu machen, der Rest des Bannes blieb Wald. Ein Zusatz vom 10. Januar 1609 entband die Kolonisten von allen Diensten und Fronden und setzte den Grundzins der Kärner oder Bauern auf 5 Florins (den Gulden zu 26 Albus), den der Tagelöhner auf ein Drittel der Summe, außerdem wurde freier Auszug nach Erlegung des Zehnten Pfennigs gestattet<sup>2)</sup>. Der Conseil ducal verbot im August 1611, daß Daniel de Condé den Grafen von Nassau-Saarbrücken als Oberlehnherrn anerkannte, er bezeichnete Creuzwald-La Croix oder Kreuzwald-Condé als lothringisches Lehen. Demgegenüber betonte der Graf von Nassau-Saarbrücken, daß das neue Dorf zum Reiche gehöre und nicht zu Lothringen. Der Conseil ducal gestattete ferner den Nachfolgern des Kapitäns Steff, einen Galgen auf dem 1601 erworbenen Grundbesitz zu errichten und stattete sie mit den Hochgerichtsrechten aus.

Im Januar 1612 überließ Graf Ludwig von Nassau dem Daniel de Condé die Grundherrschaft auf Kreuzwald im Warndt (eine Glashütte samt anderen Wohnungen), machte ihm aber die hohe Obrigkeit streitig, er hatte keineswegs, was er sich angemaßt, das Recht, einen Pferdedieb an den neuerrichteten Galgen aufhängen zu lassen. 1614 bestätigte die Chambre des Comptes, daß Louis, Daniel und Bertrand de Condé die hohe, mittlere und niedere Gerichtsbarkeit in dem Dorfe de la Croix, genannt Kreuzwald, einem Lehen des Herzogs von Lothringen, besäßen.

Außer den Genannten wohnten in der Glashütte noch drei Diener, unbelehnte Edelleute, die frei waren und nach Belieben den Dienst aufgeben konnten<sup>3)</sup>. 1615 hören wir von neuen Streitigkeiten. Ein Bertrand de Condé, der 1611 in der Glashütte von Four des Moines bei La Chalade wohnte, hatte Schwierigkeiten mit dem Procureur général der Bailliage von Clermont wegen Incests mit einer seiner Kusinen. Ist er vielleicht identisch mit jenem Bertrand von Kreuzwald, der mit seiner Frau 1611 bei Jean Huart, lieutenant général an der Deutschen Ballei, eine Summe lieh? In jenem Jahre hatte das neue Dorf Kreuzwald zehn Haushaltungen und zahlte die allgemeine Steuer von 8 Gros, mit Ausnahme der Adligen<sup>4)</sup>.

1618 meldet der Rechner des Amtes Schaumburg (Tholey), daß er einer Frau aus Kreuzwald, die Glas zum Verkaufe bei sich trug, die Ware habe beschlagnahmen lassen, da sie einen Diebstahl eingestanden habe. 1620 erneuerte Mangin Boll, Dachdecker aus Kreuzwald, das Dach des neuen Turmes der Burg Siersburg. Im Mai versuchte der Abt von St. Mihiel und Busendorf ohne Erfolg, mit Hilfe des Staatsrats und Rechnungsrats der Chambre des Comptes, Balthasar Royer, den Verkaufsvertrag über Kreuzwald vom November 1594 zu annullieren, den der Abt Jean Sellier zugunsten des Kapitäns de Hénin aufstellen ließ, der 1601 seine Rechte an die Edelleute Louis, Daniel und Bertrand de Condé und Jacques de Tiétry abgetreten hatte<sup>5)</sup>. 1622 belangen die Einwohner von Kreuzwald Jacques de Tiétry wegen der Fruchtgarben bei der Deutschen Ballei. Der adlige Glashüttenbesitzer, der sich Seigneur de la Croix nannte, ließ 1624 im Walde von Bettingen bei St. Avold Pottasche brennen. Im gleichen Jahre gab es wieder Schwierigkeiten zwischen dem Grafen von Nassau und dem Herzog von Lothringen wegen der Dörfer Kreuzwald und Überherrn, welche die lothringische Landsteuer bezahlten. Die Herren von Berus gaben vor, ebenfalls das Jagdrecht im Warndt zu haben. Kreuzwald war vom nassauischen Warndt getrennt durch Grenzbäume mit dem lothringischen Kreuz. Der Bailli setzte wegen der Streitigkeiten eine vermittelnde Konferenz in Saargemünd an. 1626 gehörte das Lehen Kreuzwald mit der hohen, mittleren und niederen Gerichtsbarkeit zu einem Drittel dem Daniel de Condé, zu einem halben Drittel dem Bertrand de Condé und zur Hälfte dem Jacques de Tiétry, Herrn von La Rochier. Die Herren hatten zu Kreuzwald-La Croix ein Schloß mit vier Türmen errichtet; 1653 erbauten sie auch eine Kapelle. 1633 erscheint erstmals die Bezeichnung Kreuzwald=la Verrière<sup>6)</sup>.

## *2. Condés in Ludweiler und Wilhelmsbronn*

Am 8. Juni 1604 gab der Graf Ludwig von Nassau den Edelleuten Daniel und Osias de Condé und zehn Kolonisten, die aus Clermont und Courcelles-Chaussy stammten, die Genehmigung zur Gründung des Dorfes Ludweiler (Ludwigsweiler) nahe der Rixfurt im Warndt.

Die Kolonisten waren: Isaac Richard, Humbert Morin, Etienne Marin, Jean d'Arriance, Abraham Garnier, Jean Wilhelm, Francois Lisfeld, Arnould Beaugard, Nicolas Quentin, Jacques Wimperschau. Durch eine in Deutsch und Französisch ausgestellte Urkunde, die 1629 als Freiheitsbrief bestätigt wurde, versprach der dem protestantischen Bekenntnis angehörige Graf den Kolonisten Schutz und Hilfe, freies Exerctium ihres calvinistischen Bekenntnisses und ihrer französischen Muttersprache, den Bau einer Kirche samt Pfarrhaus und die Übertragung eines Drittels der Fruchtgarben an den Pfarrer. Jeder Kolonist erhielt 4 Tagwerk Grund und Boden für das Haus und den eingefriedigten Garten, 80 Tagwerk bestellbaren Bodens zum Urbarmachen und 20 Tagwerk Wiesen (das Tagwerk zu 32 Ruten Länge und 3 Ruten Breite, die Rute zu 18 Schuh). Der Graf gab ferner den Grund und Boden zum Bau der Kirche und des Friedhofes sowie der Hirtenhäuser und schließlich außerhalb des Dorfes die gemeine Weide oder Allmeth, er gestattete die Weide des Langhalms und die Eckermast im Warndt. Die Kolonisten durften auf ihre Kosten eine Mühle, eine Walkmühle für Stoffe und eine für Eisen errichten und hatten das Recht, in der Rossel zu fischen, ferner das Recht auf Brennholz und Bauholz im Warndt. Der Graf trug ihnen auf, „feine dugliche Wohnungen, nit geringfügig liderliche Hütten,

wie in den umbliegenden Orten“ zu bauen; die Kolonisten errichteten diese längs der Rixfurt und einer Straße und so wurde die Siedlung ein Straßendorf. Im Unterschiede zu der französischen Bauweise sollten sie ein Steildach bauen wegen des weit rauheren Klimas als in ihrer Heimat. Sie waren von Diensten und Steuern während sechs Jahren frei und bezahlten später vier Hühner je Haushaltung, einen halben Batzen je Morgen und drei Kreuzer je Pfemmert Wiese. Die Condés hatten eine erste Glashütte in Ludweiler errichtet<sup>7)</sup>.

Im November 1916 erlaubte Ludwig II. von Nassau dem Jacques de Titry gen. Rochière und seiner Frau Jeanne de Condé, auf dem Banne von Ludweiler, weit genug vom Dorfe und nahe bei Kreuzwald, eine zweite Glashütte zu bauen. Die Gründungsurkunde, die in Gegenwart von Pierre d'Hennezel und Charles de Titry gefertigt wurde, enthielt die nachfolgenden Bedingungen: Unentgeltliche Überlassung von 10 Morgen Land zur Errichtung der Glashütte, Lieferung von Steinen, Sand und Holz für die Herstellung von Pottasche und Soda gegen eine Abgabe, Lieferung von Nutzholz für 40 Taler (zu 3 Fr. der Taler), die Hälfte für den Grafen, die andere für die Untertanen von Ludweiler, Befreiung von Fronen, Recht auf den Langhalm, Recht auf Verkauf der Ländereien im Falle des Eingehens der Glashütte, Gerichtsbarkeit über die Arbeiter<sup>8)</sup>. 1628 bestand die Bevölkerung von Ludweiler aus 49 Herdstellen (darunter Pierre Falcon, Nicolas Fauconnet, Gédéon Bartholomé, Jacques Coulon) und hatte einen Pfarrer (Barthelemy Duchoux, der nach Otterberg in der Pfalz emigrierte), einen Lehrer und drei Hirten. 1666 starb zu Otterberg Anne de Condé, genannt Glashüttenfrau von Ottersberg, verheiratet mit einem Duhould aus einer adligen Glasmacherfamilie von Senades bei Clermont<sup>9)</sup>.

Am 1. April 1631 erklärten vor den Notaren Jacques Keib und A. Gougeon in St. Avold die Glashüttenadligen von Ludweiler, Jacques Tiéry, Herr von Rochière und Nicolas Duhoux gen. La Chapelle, welche die edle Kunst betrieben, dickes Glas zu verfertigen, wie das in ihren Familien Brauch sei seit unvordenklichen Jahren<sup>10)</sup>, daß sie durch besondere Privilegien, die in einem zu Nancy beruhenden Notariatsband verzeichnet seien, berechtigt seien, die edle Kunst der Tafelglasbereitung nur denen beizubringen, welche als Nachkommen der Häuser de Tiédry, du Hennezel, de Tyson und de Bissonnale in männlicher Linie in rechtmäßiger Ehe erzeugt seien. Sie seien auch bereit, die Glasmacherkunst den 15jährigen Daniel du Hennezel zu lehren, der ein rechtmäßiger Sohn des verstorbenen Edlen David du Hennezel und der Jeanne du Vaillant sei, zurzeit wohnhaft in Folambrey, im Lande von Thiérache (Aisne), unter der Bedingung, daß er den folgenden Eid in Gegenwart des ehrenwerten Thomas Duhoult von Ludweiler und des Pierre Assinger, Glaskaufmann zu St. Avold, ablege: „Ich, Daniel du Hennezel, schwöre vor Gott bei Schaden und Verdammung meiner Seele, daß ich weder auf direktem noch indirektem Wege die edle Kunst und Wissenschaft, großes Tafelglas herzustellen, die nur männlichen Nachkommen der Geschlechter de Tiédry, du Hennezel, du Tisau (du Tysal, Tyson) und du Bissonnale und ihren Kindern aus legitimer Ehe oder den wohlbekanntem und berechtigten Edelleuten der vier Geschlechter mit Zustimmung der Gemeinschaft zusteht, jemandem unterrichten oder zeigen werde. Ich schwöre auch, in der genannten Kunst nur die zu unterweisen, welche den gleichen Eid mittels zweier Amtsschreiber (Tabellions) auf das Ersuchen eines oder zweier adliger Handwerker der genannten Kunst und der genannten Nach-

kommen oder anderer Verwandter, wie oben genannt, abgelegt haben bei 500 Gulden Strafe, die zur Hälfte dem jeweiligen Fürsten oder Herrn, zur andern Hälfte der Gemeinschaft der Glaser zufließen sollen. Auch schwöre und verspreche ich es vor Gott und den Erben bei Strafe der Schande und der Erregung des göttlichen Zornes, und beteuere feierlich, daß jede Übertretung als Meineid und als unwürdig meines Adels angesehen und gehalten werden soll. Darum verpfände ich meinen Glauben, meine Ehre und meine Güter, unter wessen Oberherrschaft und Gerichtsbarkeit sie auch gelegen seien“<sup>11)</sup>. Die nach der Pikardie ausgewanderte Familie du Hennezel stammte von den Glashütten in Darney und Lamarche in den Vogesen<sup>12)</sup>. Am 20. September 1626 gründete Daniel de Condé nahe bei der ersten Glashütte von Ludweiler, die damals ohne Zweifel verfallen war, auf dem rechten Ufer der Bist eine andere, genannt neue Glashütte, die 1630 zu Ehren des Grafen Wilhelm-Ludwig von Nassau-Saarbrücken, des Sohnes von Ludwig, den Namen Wilhelmsbronn oder Kreuzwald=Nassau erhielt. Die Gründungsurkunde umfaßt 10 Artikel: Überlassung von 200 Morgen Wald für 2000 Gulden (zu 15 Batzen) und deren Verwandlung in Ackerland, Zahlung der Zehnten, eines Zinses von 1 Albus je Tagwerk, Befreiung von Diensten und Fronen, Freiheit des Glaubens (7. Artikel), Organisation der Glashüttenadligen nach den Statuten der Zünfte in der Grafschaft, Recht des Langhalmes und des Eckers, des Brennholzes und des Bauholzes, Recht zur Errichtung einer Wirtschaft, Recht der Niederlassung von Handwerkern, gerichtliche Abhängigkeit von der Kanzlei zu Saarbrücken und nicht von Ludweiler. 1628 umfaßte diese Glashütte 10 Protestanten, zwei Calvinisten und einen Katholiken. Die zehn Öfen erzeugten je Woche 18 000 Biergläser, die zu 5 Reichstaler je Tausend, und 3000 Kelchgläser, die zu 13 Reichstaler je Tausend verkauft wurden. Im März 1630 bewilligten der Edle Claude de Condé und seine Frau Jeanne, wohnhaft zu Nassau bei Kreuzwald, und Jacques de Tiétry aus Kreuzwald verschiedene Darlehen an Einwohner vor Porcellette<sup>13)</sup>.

### *3. Die Glashütten der Gegend von Forbach und St. Avold*

1624 ist eine Glashütte der Abtei von Longeville (Lungfelden, Lubeln) nahe beim Castelberg erwähnt<sup>14)</sup>. 1628 kaufte Jacques du Hennezel, Sieur du Tollonet und Glashüttenadliger, zwei Morgen Wald im Forste von St. Avold, und 1631 erlaubte ihm Ludwig von Pfalzburg, in diesem Walde eine Glashütte zu errichten, die er von 1630 bis 1642 betrieb. Die Glashütte sollte errichtet werden in der Flur Lampach auf einem unbestimmten Raume, der nicht besiedelt sei und 3 Morgen umfasse. Der Glasmacher sollte das Recht haben, im genannten Amte den Sand, die Erde und andere Materialien zu nehmen, außerdem das Bauholz. Er hatte freie Weide für seine Pferde. Jedes Jahr sollte ihm der Forstmeister 20 Morgen zusammenhängenden Waldes zu 25 francs je Morgen anweisen. 1927 fand man im Walde von St. Avold verschiedene Objekte dieser Glashütte, darunter Schmelztiegel, Fensterglas, Flaschen und Scherben glasierter Fayence<sup>15)</sup>. Eine Glashütte mit dem Namen Alte Glashütte scheint zwischen 1550 und 1600 in der Grafschaft Forbach auf dem Banne von Kleinrosseln (Meierhof von Stolzenbronn) bestanden zu haben. Ein Beleg von 1618 berichtet, daß die Glasmacher ihre Hütten ohne Genehmigung errichtet hatten und in der Grafschaft Nassau Pottasche verkauften. Eine andere Glashütte wurde in Merlebach 1590 auf der Flur Glasdell im Walde von Genweiler errichtet, und um sie bildete sich nach

1610 das Dorf Merlebach<sup>16</sup>). Im Februar 1626 berichtete der Graf Ludwig von Leiningen, Mitherr von Forbach, daß er 1609 die Glashütte von Forbach am Wallerfanger Wege errichtet habe: „eine Glashütte, in welcher allerhand Trink- und Fensterglas durch deutsche Meister und Gesellen gemacht werden“. Die Pacht der Glashütte, der 50 Morgen Wald bereitgestellt waren, wurde 1613 von 200 auf 300 fr. erhöht. Der Graf von Leiningen beklagte sich 1626, daß der Herzog von Lothringen eine Produktionssteuer auf die Fabrik gelegt habe, ähnlich wie er 1624 für sechs Jahre die Produktion der Glashütte von Lungfelden mit Steuern belegte, die den Untergang seiner Hütte herbeiführen könne. Im Februar 1631 verpflichtete sich der Glasmachermeister von Forbach, Gérard Schoenecken, dem die Glashütte 1629 für neun Jahre verpachtet worden war, an Pierre Assinger, Kaufmann zu St. Avold, 100 000 Gläser pro Jahr zu liefern und ihn als Hauptteilhaber an den Freiheiten anzusehen<sup>17</sup>). 1632 zeigt der Rechner der Herrschaft Bolchen an, daß die ehemaligen Mitherrren (comparsonniers) von Differten dem Herrn Duhout, Glashüttenadligen am genannten Orte, im Hochwald einen Platz von 200 Morgen für einen jährlichen Zins von 150 frs. verkauft hätten (davon ein Viertel an Henriette de Vaudémont), daß aber der Glasmachermeister seine Kelchgläser nicht fertiggemacht und die Glashütte von Differten verlassen habe<sup>18</sup>).

#### 4. Die Glashütten der Grafschaft Bitsch

Der herzogliche Forstmeister, welcher 1591 die Wälder der Grafschaft besichtigte, beklagte sich damals, daß die Glasmacher von Klein-Rederchingen die Bäume 3 bis 4 Fuß hoch vom Boden abgehauen hätten und schlug vor, daß man die alte Glashütte zwischen Siersthal und Frohmühl, die noch 1577 genannt wird, zu einem angemessenen Preise verpachten möge. Von der alten Glashütte zu Neunkirchen blieb nur die Rodung und die Kapelle. Ein Dokument von 1605 meldet, daß der Wald von Rimlingen eine Flur, genannt alte Glashütte, enthalte. Die Zisterzienser von Stürzelbronn hatten im Flur Hützel nahe Stürzelbronn eine Glashütte gegründet<sup>19</sup>). Bedeutender wurde die Glashütte von Holbach bei Siersthal im Schwalbachtal. Begründet von Schwaben oder Schweizern und Tirolern auf Befehl des Grafen Jakob von Zweibrücken vor 1570, wurde sie 1586 ins Münztal verlegt. Nach Thierry Alix erzeugte man dort Fensterglasplatten von einem Fuß Breite und eineinhalb Fuß Höhe, Flaschen und Trinkgläser. 1601 bevölkerten 14 Bauern und Handwerker das Dorf Holbach: „Holbach, das vor Zeiten eine Glashütte gewesen, sind vor wenig Jahren niemand denn Glaser gewonnen, jetzt ein kleines Dörflein, die Glashütt von dannen ins Münstal verrückt“. Noch 1606 werden die Hausplätze von Simon Stenger und Martin Greiner genannt, welche ohne Zweifel die Begründer von Holbach waren. Eine andere verschwundene Glashütte befand sich am Fuße von Holbach in Alt-Holbach<sup>20</sup>).

Die bedeutendsten Glashütten waren die von Münchtal (Munstal) und in den dahinführenden Tälern. Ohne Zweifel waren es zuerst ambulante Glashütten, unterschiedslos Glashütte, Stutzhütte, Blockhütte genannt, mit einer schweifenden Bevölkerung, die immer auf der Suche nach Holz und baumartiger Heide für die Erzeugung von Pottasche waren. Sie hießen Hützeltal, Glastal, Meisental, Munstal, Eidenheim, Speckbronn und Soucht<sup>21</sup>). 1585 verlegten die Tiroler Martin Greiner und Simon Stenger ihre Glashütte von Holbach ins Münchtal. Der Hüttenmeister Martin

Greiner bezahlte 1601 eine Zins von 80 Gulden für seine Glashütte und seine 8 Teilhaber (Stoffel Siegward, Schürer Hensel, Ulrich Scheidhauer, Schirer Hans von Petersbach, Hans Greiner, Paulus Glaser, Endres Spesert, Henri Wincker gaben je Haushalt 1 Gulden). 1602 und 1603 gab es zehn Glasmacher in Münstal<sup>22</sup>). 1607 mußten zwei Glasmacher jeder 12 Franken Strafe zahlen, weil sie sich geschlagen hatten. 1609 sind dort 14 Glasmacher, darunter Paul Greiner, Jean Houber, Adam und Gaspard Greiner, Nicolas Krebs, Georges Hoff und Sebastian Ehrlich. Die Witwe Martin Greiners erneuerte ihren Förderungsvertrag und bat dabei, ihre Hütte auf einem andern Platz errichten zu dürfen, denn die erste Glashütte von 1585 hatte den Wald vernichtet, oder den Durenberg genannten Wald auszubeuten, um ihr zu ermöglichen, noch 5 oder 6 Jahre am Ort zu bleiben.

Sie zahlte 212 fr Pachtgeld und 20 fr für Eichelmast und freie Weide und jeder Arbeiter zahlte 30 Gros Abkauf von Fronden. 1613 wird gemeldet, daß die Glashütte von Martin Greiner in der Tiefe (am Ende) des Munstals liege. Sein Sohn Jean Greiner betrieb sie 1614. Die Arbeiter, welche jeder 2–3 Schweine zogen, erhielten das Recht, diese in die Eichelmast des Kopf genannten Waldes zu schicken (50 Tage lang) und bezahlten den Landdechtumb von 20 fr<sup>23</sup>).

1625 beschäftigten die beiden Meister der Glashütte, Nicolas und Leonard Greiner, 10 Arbeiter, darunter Martin Siegward, Adam Greiner, André Stenger, Bastien Fleckenstein, Cuntz Betz, Georges de la Cour und Samuel Legros und 1627 nur sieben. Die Witwe Greiner hatte vor, die Pacht der Hütte aus Holzmangel aufzugeben. Indessen arbeiteten 1629 elf Arbeiter dort, darunter Stoffel, Koch, Contz, Bach, Andreas Stenger, Six und Stoffel Siegward, Adam Greiner, Jean Schwan. Aber 1630 bis 1632 pachteten Simon Meyer und Zintz Brenner die Hütte für 250 francs<sup>24</sup>).

Leonard Greiner, Glashüttenmeister zu Munztal, hatte sich 1626 einen Platz im Walde von Enchenberg mit Namen Ingrien (im Grünen) ausgesucht, eine Meile Weges von Münztal entfernt, um hier die Glashütte von Ingrien oder Sucht zu errichten. Er bot 250 fr Zins während 20 Jahren. Aber Jean Stenger, Meister der Hütte zu Struth in der Grafschaft Lützelstein, bot 400 fr während 50 Jahren. Endlich am 3. Mai 1629 vergab die Chambre des Comptes an Leonard Greiner 30 Tagwerk Wald im Flur „Im Grün“ des Waldes von Volksbergersucht zwischen Montbronn und Volksberg, auf einem bewaldeten Berge ohne großen Wert. Der Glashüttenmeister sollte während 24 Jahren je 300 fr für die Nutzung des Waldes und die Eichelmast zahlen. Die Arbeiter waren frei von der Landsteuer und den Fronden<sup>25</sup>). Die Glashütte von Ingre oder Volksbergersucht wurde in einem Tälchen errichtet. Nach der Sage soll der Herzog den Arbeitern die Wahl der Aufstellung überlassen und sie heißen haben, selbst einen Platz zu suchen.

##### *5. Die Glashütten des Krummen Elsaß und der Gegend von Saarbürg*

Die Glashütten des Fürstentums von Lützelstein, die 1559 in Berlingen und Puberg gegründet worden waren, arbeiteten nur von Ostern bis Martini und benutzten nur Holz von geringer Stärke bis zu einem Fuß dick. Im März 1570 erlaubte der Graf Georg-Johann I. einem Glasmacher, der von der Glashütte von Mattstal bei Lembach kam, Ulrich Knödler heißen, 100 Morgen im Laufe von 3 Jahren für seine neue Glashütte urbar zu

machen, aber der Glasmacher starb im gleichen Jahre. Der gleiche Graf erlaubte im Dezember 1571 Ulrich Kesselring und Georg Hans von Pfalzburg, den Struth genannten Wald nahe Tieffenbach unter verschiedenen Bedingungen urbar zu machen: Erlaubnis, dort 12 Haushaltungen einzurichten, Abgabe von 100 Tagewerk Wald zur Urbarmachung gegen den Zehnten, ein halbes Sester Korn je Morgen, 4 Batzen für das Klafter Holz und das Recht des Bauholzes, Abgabe von weiteren 100 Morgen Wald, Freiheit der Glasmacher und ihrer Gehilfen (die beiden Heizer und der Baumeister der Hütte, genannt die Stutzenhauer) und Befreiung von den Fronden mittels eines Zinses von einem Gulden für jede neue Haushaltung. 1620 bestand diese Hütte nicht mehr. Der Pfalzgraf erlaubte ebenfalls 1571 Georges und Lorenz Menzel, unter den gleichen Bedingungen 100 Tagewerk in Struth bei Frohmühl urbar zu machen. Im Dezember 1573 beauftragte der Graf Jean Stenger von der Frohmühl mit der Leitung seiner Hütte zu Volksberg gegen feste wöchentliche und jährliche Bezahlung und Anteilhaft an den Einkünften des in Straßburg oder Köln besorgten Verkaufs. Die Arbeiter erhielten einen Taler je Woche. Man erzeugte Qualitätsglas und benutzte dabei den Sand von Hagenau. 1625 verlangte Jean Stenger, Glasmachermeister zu Struth, eine Herabsetzung des Zinses wegen der Kriege. Es gab auch ohne Zweifel eine Glashütte in Wingen um 1618<sup>26)</sup> und in Rosteig (Kahlenberg). 1607 pachtete Simon Stenger die Glashütte für 10 Jahre, welche Graf Johann-August von Veldenz nahe der Wackemühle im Grauftal begründet hatte, für 120 Gulden und die Abgabe von 10 Gläsern an die Gräfin für die Nutzung des Waldes (ausgenommen die Eichen und Buchen) und die Befreiung von den Fronden. Das Kapitel von Neuweiler gab Jean Stenger 1627 die Erlaubnis, eine Glashütte nahe dem Hammerweiher bei Neuweiler zu errichten.

Graf Johann-Georg I. schoß im Dezember 1573 französischen Glasmachern die Summe von 200 Gulden vor zur Gründung der Glashütte von Vilsberg in der Grafschaft Pfalzburg. Eine Güterteilung, die zwischen Ernest-Christophe Wiegand und Frédéric-Guillaume von Lützelburg am 31. August 1631 gefertigt wurde, erwähnt die Glashütte von Guntzweiler<sup>27)</sup>. Die Grafen von Leiningen-Dagsburg gaben im Oktober 1627 durch Vertrag Waldteile und die Schmalzweide für 25 Schweine an den Glasmacher Jean Jager von Donnerstahl<sup>28)</sup>. Eine andere Glashütte wird 1627 in Thomastal bei Abreschweiler bestanden haben<sup>29)</sup>. Eine Glashütte, genannt Münsterhütte, wird 1629 in St. Louis im Amte Lixheim genannt<sup>30)</sup>. Die Glashütten von St. Quirin genannt Lettenbach, die nach 1400 durch die Abtei von Maursmünster begründet wurden und große Spiegel herstellten, werden 1554 durch den Historiker Alix erwähnt<sup>31)</sup>. Der Schatzmeister von Lothringen, Claude Malvoisin, vereinbarte 1603 mit Claude Barthelemy Jacquemin, dem Meister in der Verfertigung dicker und gekrümmter Spiegel zu St. Quirin, die Subventionen, welche ihm helfen sollten, die Rohstoffe der Glashütte zu bezahlen<sup>32)</sup>. Der gleiche Glasmacher gründete in der Folge mit Hilfe von Karl III. und dem Grafen François de Vaudémont eine Glashütte zu Hattigny<sup>33)</sup>, welche gegen 1615 einging. Der Einnehmer von Blâmont ließ ihm in diesem Jahre eine Unterstützung im Namen Heinrichs II. zukommen, damit er einen Bau errichten könne, um Spiegel im Walde von Bousson in der Forstmeisterei Blâmont herzustellen und einigen Untertanen des Herzogs Gelegenheit zu geben, die Kunst zu erlernen. Die Glashütte brannte 1618 ab, wurde aber bis 1621 mit Hilfe Heinrichs II. wieder

aufgebaut. Der Großherzog Ferdinand von Toscana berief später den Glasmachermeister in sein Herzogtum. 1631 wirkten die adligen Glashüttenbesitzer Claude und François Duhoux, die auch 1605 bis 1608 in Faucogney (Haute-Saône) belegt sind<sup>34</sup>), in Hattigny.

Anmerkungen:

- 1) R. des Godins de Souhesmes, *Etude sur la criminalité en Lorraine*, 1903, Nancy, pp. 79, 85, 126; H. Lepage et L. Germain, *Complément au nobiliaire de Lorraine*, 1885, pp. 282 und 351.
- 2) Archives départementales Meurthe-et-Moselle, B 588 No 17.
- 3) A. M. M. B 10270.
- 4) Souhesmes p. 79; A. M. M. B 321; A. M. 3 E 6432.
- 5) A. M. M. B 9325, 9510, B 588 No 17.
- 6) A. M. M. B 6534; *Das Reichsland Elsaß-Lothringen, 1898–1901*, Strasbourg, t. III, p. 538.
- 7) H. Buchleitner, *Geschichte des Wandt, Saarbrücken*, 1924, pp. 1–5, – W. Lauer, *Die Glasindustrie im Saargebiet, Braunschweig* 1922, pp. 10–16; Nik. Fox, *Saarländische Volkskunde*, 1927, Bonn, pp. 60 et 439; K. Kern, *Ludweiler*, in: *Ludweiler Warndt (1604–1954)*, Völklingen, 1954, p. 9–17, A. H. Jungk, *Heimatkunde des Kreises Saarbrücken*, 1908, Saarbrücken, p. 93; L. Martin, *Kulturgeographische Untersuchungen in Deutsch-Lothringen und im Saargebiet*, 1934, Stuttgart, pp. 40 und 97.
- 8) H. P. Buchleitner, *Heimatbilder*, 1925, Völklingen, t. II, pp. 16–20, Lauer, p. 12.
- 9) Souhesmes, p. 127.
- 10) Archives départementales Moselle 3 E 6431 fol. 81–82.
- 11) H. Hiegel, *Les gentilshommes-verriers à Creutzwald au début du XVII<sup>e</sup> siècle*, in *Cahiers Lorrains*, 1951, pp. 23–28; Otto Flory, *Geschichte der Glasindustrie in Lothringen*, in *Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte*, 1911, pp. 217 et 223.
- 12) Souhesmes, p. 126; *Le comte d'Hennezel d'Ormois, Gentilshommes-verriers de la haute Picardie, Nogent-le-Rotrou*, édit. Ch. Fontaine, 443 p., s. d.
- 13) Lauer, *Glasindustrie*, pp. 15, 201–204; H. P. Buchleitner, *Der deutsche Warndt*, 1934, Völklingen, p. 50; Robert Capot-Rey, *La région industrielle sarroise*, Nancy, 1934, q. 179; A. M. M. B 7046.
- 14) A. M. H 1077 No 3.
- 15) A. M. M. B 6538, 6539; *Angaben von E. Delort*, in *den Cahiers Lorrains*, 1937, p. 47.
- 16) Lauer, p. 8; Nicolas Colson, *Heimatbilder aus dem Rosseltal*, 1938, p. 31; Flory, p. 211; A. Haßlacher, *Das Industriegebiet an der Saar, Saarbrücken*, 1912, p. 148; Jacques Touba, *Merlenbach-Freimengen*, 1913, p. 78.
- 17) A. M. M. B 717 No 16 et 18; A. M. 1 E 34 et 3 E 6432; A. Merkelbach-Pinck, *Aus der Lothringer Meistube*, 1943, Kassel, t. II, p. 115.
- 18) A. M. M. B 3638.
- 19) A. M. M. B 10138, B 571 No 2; *Reichsland III*, p. 469.
- 20) Flory, pp. 157, 258; Thierry Alix, *Descriptions particulières du duché de Lorraine 1870*, Nancy, p. 33; R. Reuß, *L'Alsace au XVII<sup>e</sup> siècle*, Paris 1897–98 t. I, p. 619; A. M. M. B 3050, 3079, 3084, 3092, 3111, B. Rosenberger, *Note sur les rapports entre les usines du pays de Bitche et la région alsacienne limitrophe*, in *Soc. d'hist. de Saverne* 1957, pp. 31–33.
- 21) Reuss t. I p. 620; Flory, p. 158; *Reichsland III*, p. 469.
- 22) A. M. M. B. 3052, 3079, 3080, 3082.
- 23) A. M. M. B 3085, 3092, 3099, 3109, 3113, 3119, 3139; Flory, pp. 158, 245.
- 24) A. M. M. B 3149, 3152, 3156, 3158, 3231, 3232, 3173, 3175, 3163, 3167.
- 25) A. M. M. B 3161, 3161, 3163, 3166, 3172, 3173, 3175, 3230; *Die Alten Territorien des Bezirkes Lothringen, 1898–1909*, Straßburg, t. II, p. 265; Flory, p. 159; A. Marcus, *Les verreries du comté de Bitche*, Nancy, 1897, pp. 56 und 195; A. Merkelbach, *Meistube*, 1943, t. I, p. 460.
- 26) *Reichsland III*, p. 1216; Ch. Will, *Zur Geschichte der Lützelsteiner Glasindustrie in Elsaß-Land-Lothringer-Heimat*, 1925, pp. 87–99; G. Klein, *Note sur les anciennes verreries de Wingen-sur-Moder, Volksberg, Rosteig et environs*, in *Soc. d'Hist. de Saverne*, 1952, No 4.
- 27) L. Faust, *Une ancienne verrerie lorraine*, in *Revue ecclésiastique de Metz* 1893, p. 611.
- 28) Flory, p. 146; Henry Lepage, *Recherches sur l'industrie en Lorraine*, in *Mémoires de l'Académie Stanislas* 1849, p. 61.
- 29) *Reichsland III*, p. 1116.
- 30) *Reichsland III*, p. 738.
- 31) Alix, p. 33.
- 32) Lepage, *Recherches* 1849; p. 40; A. M. M. B 1274.
- 33) E. Ambroise, *Le Pays des Baronnies* in *Bull. soc. archéol. Lorraine* 1914–19, p. 138; *Reichsland III*, p. 402.
- 34) A. M. M. B 3515, 3510, 3351, 3353; A. Jacquot, *Essai de répertoire des artistes lorrains*, Paris 1900, p. 110.



Abb. 26 Peter Marx, der letzte Inhaber der Trierer Porzellanmanufaktur



Abb. 28 Milchkanne  
des Trierer Ansichten-Services

Abb. 27 Joh. Baptist Walrand (1799–1865)  
Maler der Trierer Manufaktur (Selbstbildnis)



Abb. 29 Zuckerdose  
des Trierer Ansichten-Services





Abb. 30 Trierer Ansichten-Service

Abb. 31 oben: Geschenkbox aus der Frühzeit der Trierer Porzellanfabrik; unten: Geschirrtteile eines von J. B. Walrand bemalten Services





Abb. 32 Vasen aus der Frühzeit  
der Trierer Porzellanmanufaktur



bb. 33 Tassen des Trierer Ansichten-Services

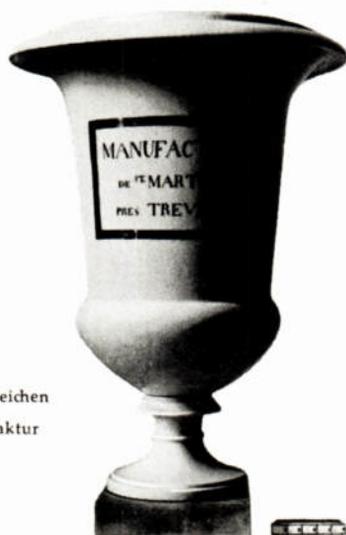


Abb. 34 Vase mit Firmenzeichen  
der Trierer Porzellanmanufaktur



Abb. 35 Johann Christian von Mannlich: Herzog Karl II. August von Zweibrücken  
Von Mannlich'scher Familienbesitz, Berlin

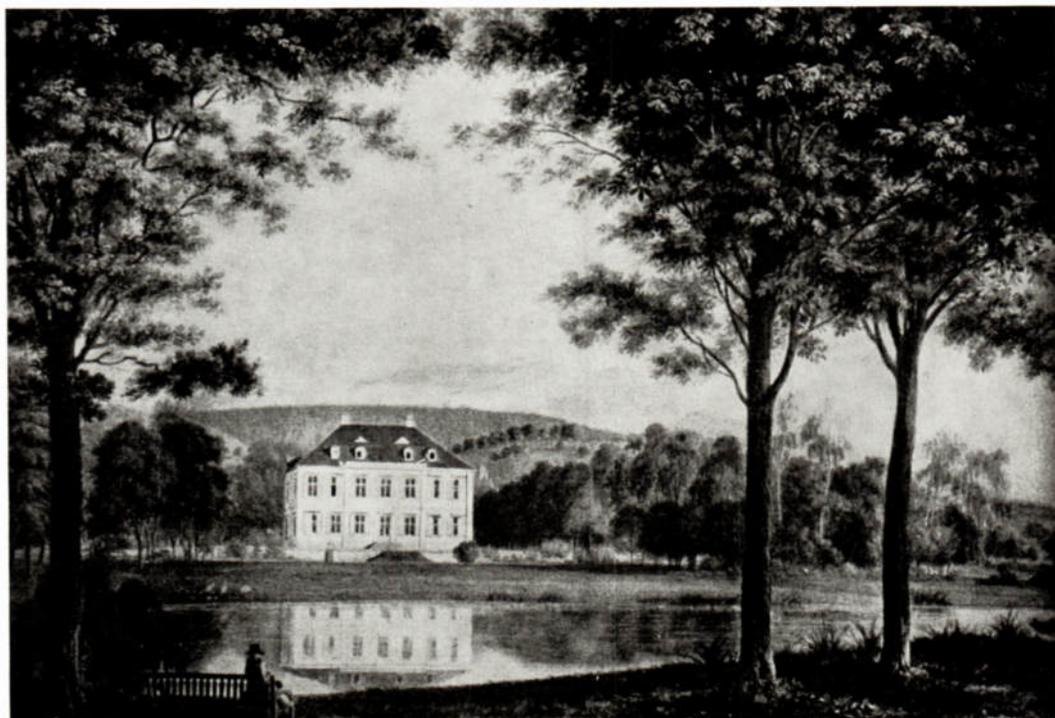


Abb. 36 Sigmund Jakob Häcker: Das Rohrbacher Schloßchen bei Heidelberg,  
erbaut 1770 im Auftrag des Herzogs Karl August von Zweibrücken



Abb. 37 Philipp Leclerc: Schloß Karlsberg, Hauptbau; Aquarell im Historischen Museum, Speyer



Abb. 38 Leittypen des Mittelalters (im Besitz des Saarland-Museums)



Abb. 39 Leittypen des 16.–18. Jahrhunderts (im Besitz des Saarland-Museums)

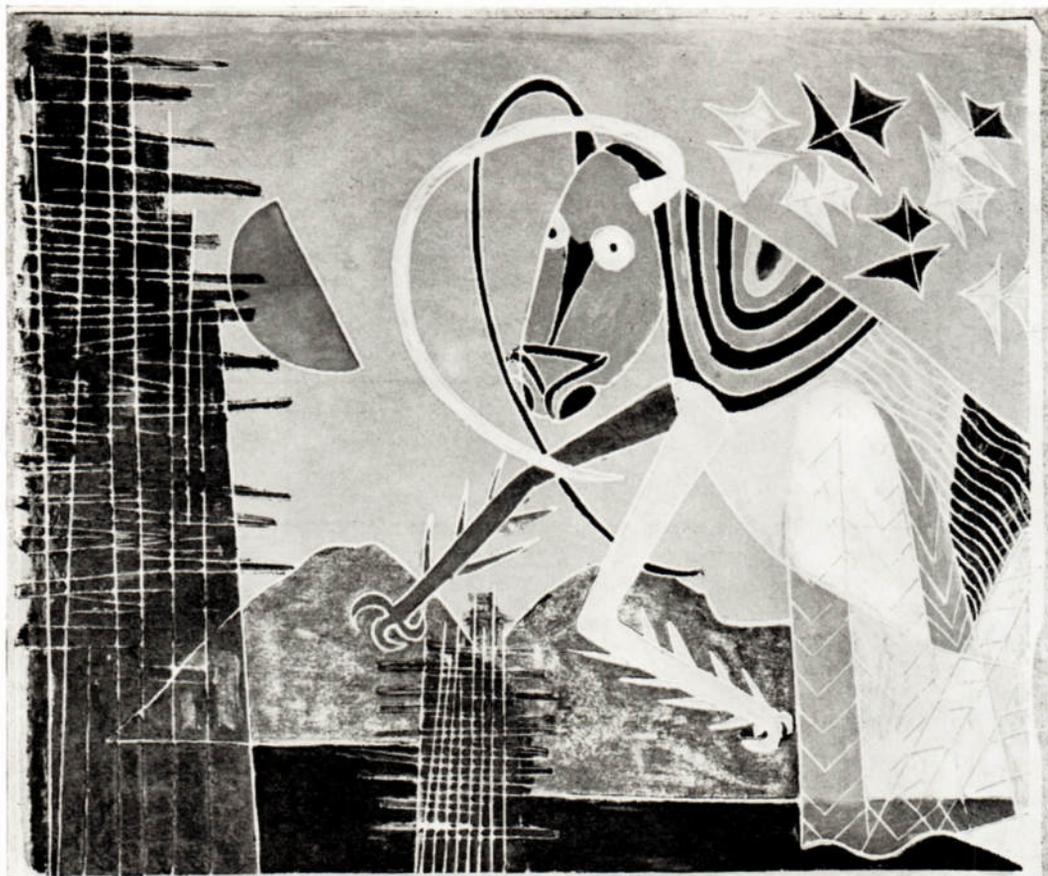
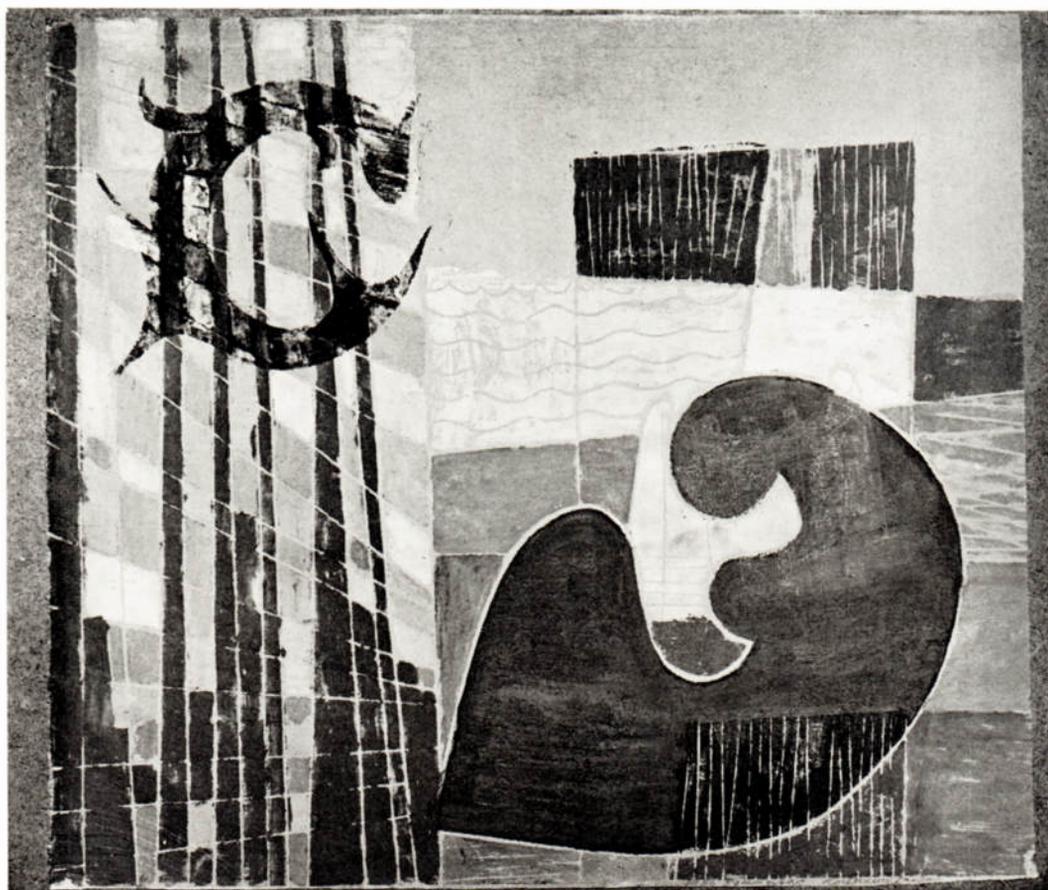


Abb. 40 „Sommernacht“ von Rolf Müller-Landau

Abb. 41 „Ein Sommertag“ aus dem Zyklus „Die Jahreszeiten“ von Rolf Müller-Landau



## DIE DEUTSCHE BALLEI IM ALTEN LOTHRINGEN

VON A. JACOB

Bei der Gestaltung des Wappens für das rückgegliederte Saarland wurden auch die drei gestümmelten Adler (alerions) des ehemaligen Herzogtums Lothringen mit einbezogen und damit der Tatsache Rechnung getragen, daß einst nicht unbedeutende Teile des neuen Bundeslandes dem Herzogtum Lothringen unterstanden, jenem Herzogtum, das als Restgebiet des alten fränkischen Mittelreiches bis zum Jahre 1766 ein Gliedstaat des Deutschen Reiches war. Es sei hier jedoch daran erinnert, daß der Geltungsbereich des politischen Begriffes Lothringen im Laufe der Geschichte mehrmals eine Einengung erfuhr.

Als die Enkel Karls des Großen im Jahre 843 eine Teilung des ausgedehnten Frankenreiches vornahmen, erhielt der ältere Lothar das Mittelstück, das sich in unnatürlicher Längenausdehnung von den Apenninen über die Alpen bis an die Nordsee erstreckte. Dieses Mittelstück wurde beim Tode Lothars oder vielmehr bei seinem Rücktritt von der Regierung nochmals geteilt, und zwar erhielt der Sohn Lothar, genannt der zweite, das nördliche Stück, das von Burgund bis Friesland reichte. Obschon diesem Lothar keine lange Regierungszeit gegönnt war, genügte sie doch, um den politischen Begriff Lotharingen oder Lothringen als Sammelbegriff für die von ihm beherrschten volks- und stammesmäßig keineswegs einheitlichen Gebiete entstehen zu lassen. Da Lothar II. bei seinem Tode keine legitimen Erben hinterließ, kamen seine beiden Oheime Ludwig der Deutsche, der Beherrscher des ostfränkischen Reichsteiles, und Karl der Kahle, der König des Westfrankenreiches, in einem Vertrag zu Mersen im Jahre 870 überein, seine Länder zu teilen.

Mit dem oft genannten Verträge von Mersen wurde jedoch dem politischen Begriff Lothringen nur vorübergehend ein Ende gesetzt. Bei den nachfolgenden Auseinandersetzungen zwischen Ostreich und Westreich kamen die getrennten Teile Lothringens großenteils wieder zusammen, und im Jahre 879 wurde ungefähr das ganze Lothringen mit dem Ostreich = Deutschland vereinigt. Aber das Land blieb weiterhin ein Zankapfel, wurde gewissermaßen ein Schicksalsland für die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich. Es sah Zeiten völliger Anarchie und erlebte die Rivalitätskämpfe einheimischer Grafengeschlechter, die sich um die Herzogswürde stritten und sich dabei einmal an den Osten, dann wieder an den Westen anlehnten, bis das Jahr 925 die endgültige Bindung an das von König Heinrich I. kraftvoll regierte Ostreich brachte. Nachdem unter Otto dem Großen die Trennung in zwei Herzogtümer, Ober- und Niederlothringen, erfolgt war, und weiterhin durch das Emporkommen der Gebietsstaaten die herzogliche Gewalt immer mehr beschnitten und eingeengt wurde, löste sich zunächst Niederlothringen in eine Reihe von Grafschaften, geistlichen Stiftungen, Kleinherrschaften auf und verschwand als politischer Begriff vollständig aus der Geschichte. Auch Oberlothringen war durch die Absplitterung der geistlichen Stifter und die Bildung weltlicher Gebietsstaaten einem starken Schrumpfungsprozeß ausgesetzt, behauptete sich aber als ein freilich nicht allzu bedeutendes Rumpfherzogtum, das seit dem späten Mittelalter den Namen Herzogtum Lothringen führte. Name und Begriff Lothringen war seither doppelsinnig. Man verstand darunter einmal das Herzogtum, das ein Gliedstaat des Deutschen Reiches war, dann aber auch den gesamten Raum des alten Oberlothringens mit den Bistümern Trier, Metz, Toul, Verdun, den Grafschaften Bar, Saarwerden usw., wobei jedoch an feste, stabile Abgrenzung für das, was unter den Begriff Lothringen fiel, nicht zu denken ist.

Das Herzogtum selbst, zu dem die anderen lothringischen Territorien vielfach in einem starken Gegensatz standen, war volksmäßig gesehen ein Abklatsch des alten karolingischen Mittelreiches und umfaßte deutsch- und französisch-

sprechende Gebiete an der Obermosel, an der Meurthe, zwischen Maas und Mittelmosel, in den Nord- und Westvogesen, an der Saar und im Hunsrückvorland. Es war durch Einsprengel anderer Gebietsstaaten in mehrere Teile zerspalten und hatte auch Exklaven in anderer Herren Länder. Die Untertanen standen nicht alle im gleichen rechtlichen Verhältnis zum Landesherrn, denn es gab direkt herzogliche Leute, die auf der Domäne des Herzogshauses saßen, sodann die Leute der Lehensherrschaften und die der Klöster.

Die Herzöge hatten zunächst keine feste Residenz, sondern regierten ihr Land von einem ihrer festen Schlösser aus, später schufen sie sich in der Stadt Nancy einen festen Regierungssitz. Seit dem Jahre 1043 war die Herzogswürde in Händen des elsässischen Grafengeschlechtes, das in Lothringen reich begütert war. Nach einer Zeit der Unsicherheit und innerer Kämpfe gelang es den Herzögen aus dem Hause Elsaß, das Staatsgefüge zu festigen und ein geordnetes Verwaltungswesen einzurichten.

Das Land war seit etwa dem 13. Jahrhundert in drei große Verwaltungsbezirke, „bailliages“ oder Oberämter, eingeteilt, denen die unteren Verwaltungsgebiete, die „offices“ oder Ämter, unterstanden. Man darf, wenn man von Verwaltungsbezirken im alten Feudalstaat spricht, nicht an einen großen Behördenapparat denken und muß sich überhaupt von den Vorstellungen heutigen Verwaltungswesens frei machen. Verwaltung war im alten Lehensstaat Handhabung der Gerichtsbarkeit und des Steuer- und Abgabewesens. Die drei Oberämter im Herzogtum Lothringen waren Nancy, Vosges (Vogesen) und Bailliage d'Allemagne, d. i. das Oberamt der deutschsprachigen Gebiete im östlichen und nordöstlichen Teil des Landes. Jedes der drei Oberämter hatte seinen Bailli, seinen Oberamtmann, und einen adligen Gerichtshof (Assisengericht). Die Assisengerichte standen an der Spitze der anderen Gerichte.

Der Bailli d'Allemagne, auch Deutschbellis genannt, gehörte dem hohen lothringischen Adel an und hatte seine Residenz wohl ursprünglich in seinem Stammschloß. Die Assisen der deutschen Ballei tagten, wie Th. Liebertz in seiner Geschichte von Wallerfangen nachweist, seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts — freilich mit Unterbrechungen — in der lothringischen Feste Wallerfangen.

Der deutschen Ballei unterstanden nach Thierry Alix „Dénombrément du duché de Lorraine“ (1594) folgende Ämter bzw. Steuerbezirke\*):

Sierques (Sierck), Siersperg (Siersberg an der Nied), Mertzig (Merzig), Le Sargaw (Saargau, heute „Särkof“ genannt, westlich Merzig), Schawembourg (Schaumburg), Walderfenges (Wallerfangen), Beaurains (Berus), Boullay (Bolchen), Germünd (Saargemünd), Dieuze (Duß), Morsperg, Morhanges (Mörchingen), Forbach, Puttelanges (Püttlingen, westlich Saargemünd), Faulquemont (Falkenberg).

Innerhalb der Unterbezirke (offices) unterscheidet Thierry Alix drei Kategorien von Ortschaften, und zwar solche, die zur Domäne, zum unmittelbaren herzoglichen Hausbesitz gehören, solche, die im Lehensverhältnis stehen und solche, die geistlicher Besitz sind, d. h. einem der im Herzogtum liegenden oder dort begüterten Klöster zugehören. Doch scheint die Aufstellung von Thierry Alix nicht frei von Irrtümern und Widersprüchen zu sein. Roden z. B., das in den Steuerlisten des deutschen Oberamtes unter den Orten des Amtes Siersberg erscheint, wird bei unserem Gewährsmann unter den Orten des Steuerbezirks Wallerfangen genannt. Mondorf wird einmal unter den Orten des Saargaus aufgezählt und erscheint wieder unter den Dorfschaften des Amtes Schaumburg. Ballern finden wir unter den Dörfern des Saargaus einmal als Baldern und einmal als Baldringen. Die Wiedergabe mancher Ortsnamen in verderbter und verstümmelter Form macht ihre Identifizierung mitunter sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich.

In Bezug auf die Bevölkerungsverhältnisse in der deutschen Ballei in älterer Zeit ist eine Steuerliste aus dem Jahre 1519 aufschlußreich\*\*). Es scheint damals die

\*) Die Aufstellung der Steuerbezirke in dem erwähnten Werke von Liebertz über Wallerfangen lautet anders. Die Quelle ist nicht angegeben. \*\*) Archiv Nancy B 935,6.

Verwaltungsorganisation im Herzogtum noch im Fluß gewesen zu sein. Das Land erscheint mehr nach Schloßhauptmannschaften, Herrschaften, Gerichtsbezirken und Stadtgebieten gegliedert. Nicht wenige Orte werden zweimal aufgeführt, einige noch öfter, weil sie zu mehreren Herrschaften gehörten und die Untertanen jeder Herrschaft gesondert veranlagt werden. Die Steuer wird zu 4 Franken allgemein auf die Feuerstelle gelegt. Bei Witwen und dort, wo zwei Haushaltungen an einem Herd sitzen, ermäßigt sich der Satz um die Hälfte. Hie und da wird auch einer „Armut halber“ geschont. Bettler zahlen nichts wegen Unvermögen. Frei sind aber auch vielfach solche, die ein Amt bekleiden oder im öffentlichen Dienst stehen: Meyer, Boten, Notare und sogar die Hirten. Besonders groß finden wir die Zahl der Gefreiten in den Städten, wo auch Pförtner, Turmknechte und Stadtboten nichts zahlen.

So zählt z. B. Wallerfangen 1519 insgesamt 85 voll- und 13 halbschatzungspflichtige Haushaltungen, 11 freie und 20 verbrannte Hofstätten, dazu drei Bettler. Als „Städte“ werden außer Wallerfangen auf der Steuerliste noch aufgezählt:

Faulquemont = Falkenberg mit 26 Feuerstellen,  
Boulay ist insgesamt steuerfrei  
Sierck mit 146 $\frac{1}{2}$  Feuerstellen,  
Putelange = Püttlingen in Lothringen mit 20 $\frac{1}{2}$ ,  
Berus (nicht gezählt, siehe unten!),  
Gemynde = Saargemünd 42 Feuer,  
Fenetange = Finstingen nicht gezählt,  
Dieuze = Duß 95 $\frac{1}{2}$  Feuer,  
Furpach = Forbach 29 Feuer,  
Waibelskirchen (Flecken oder Stadt) 39 Feuer.

Wir sehen an den angegebenen Haushaltungszahlen, daß diese kleinen Landstädtchen einen sehr geringen Bevölkerungsstand aufwiesen. Wenn wir auf die Haushaltung im Durchschnitt 5 Personen rechnen, so ergibt sich z. B. für Wallerfangen eine Einwohnerzahl von rund 650, für Falkenberg eine Zahl von 130 Seelen. Die volkreichste Stadt in der deutschen Ballei war wohl Sierck an der Mosel, dessen Einwohnerzahl nahe an die 1000 kam. Hier mochten eine fruchtbare wein- und weizenreiche Umgebung sowie Handelsbeziehungen nach Luxemburg, Trier usw. mehr wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten bedingt haben. Auch Dieuze (Duß) hatte einen verhältnismäßig guten Bevölkerungsstand, was wohl der in der dortigen Gegend ansässigen Salz-Industrie zuzuschreiben war. Übrigens gab es in damaliger Zeit im Gebiet zwischen Rhein und Maas nur sehr wenig Städte, die eine Bevölkerungszahl von mehr als 5000 hatten. Auch Alt-Saarbrücken dürfte nicht viel mehr als 1000 Einwohner gezählt haben. Bei Trier etwa könnte man eine Zahl von 5000 annehmen, bei der freien Reichsstadt Metz etwa 10000. Wenn die kleinen lothringischen Landstädte oft nicht viel mehr waren als erweiterte, mit gewissen Freiheiten ausgestattete Burgsiedlungen, so waren die Ortschaften des flachen Landes vielfach nicht mehr als erweiterte Hof- und Weilersiedlungen, deren Feuerstättenzahlen zwischen 3 und 20 lagen. Im Steuerbezirk Wallerfangen erscheint nur Lisdorf mit der verhältnismäßig hohen Zahl von 40 Feuerstellen, im Amte Siersberg waren Beckingen (45 Feuerstellen) und Roden (30 Feuerstellen) die volkreichsten Orte. Im Amte Sierck registrieren wir Bouzonville = Busendorf mit 44 Haushaltungen. Aber das waren Ausnahmen. Im ganzen Amte Schaumburg gab es keinen Ort mit über 20 bewohnten Hofstätten. Die bedeutendsten Siedlungen waren hier Außen mit 20 und Tholey mit 18 Haushaltungen. Fast in allen Orten werden auch die Hofstellen verzeichnet, deren Besitzer tot oder verzogen waren. Insgesamt wurden in der deutschen Ballei 3100 herzogliche, 619 geistliche und 846 adlige Haushaltungen erfaßt, wobei unter „geistliche“ die Hörigen eines Stiftes oder Klosters, unter „adlig“ die Hörigen des Lehensadels zu verstehen sind. Die Adligen selbst und der Ordens-

klerus waren steuerfrei. Wenn wir zu diesen rund 4600 schatzungspflichtigen Haushaltungen noch rund 2000 Befreite und etwa 500 rechnen, die sich der Schatzung entzogen, weil sie behaupteten, keine Untertanen des Herzogs zu sein, und multiplizieren die Zahl von rund 7000 mit 5, so erhalten wir einen Bevölkerungsstand von ungefähr 35 000 für den ganzen Bailliage d'Allemagne.

Eine ganz zuverlässige Schätzung der Bevölkerungszahl ist deshalb nicht gut möglich, weil verschiedene Orte, ja, ganze Ämter sich nicht registrieren ließen, indem sie behaupteten, aus dem oder dem Grunde nicht steuerpflichtig zu sein. Die von Boullay (Bolchen) beriefen sich auf ihre vom Herzog garantierte Freiheit. Auch die Bürger des Marktfleckens Merzig waren der gewöhnlichen Schatzung nicht unterworfen. Sie zahlten alle drei Jahre einen Pauschalbetrag ohne Rücksicht auf die Zahl der Feuerstellen. Dillingen wurde nicht registriert, weil es ein freies Allod der dortigen Herrschaft war. Die von Berus verweigerten die Schatzung, weil ihre Stadt auf einem öden, unfruchtbaren Platz erbaut sei. Die Bürgerschaft wurde dafür gepfändet. In einigen Ortschaften und Herrschaften scheiterte die Registrierung an dem Umstand, daß die Souveränität des Herzogs dort bestritten wurde, z. B. in den zum domstiftlichen Hofe Perl gehörenden Ortschaften, so in der Herrschaft „Nalbacher Tal“, wo die Stiftsherren von St. Simeon zu Trier und die Herren von Ratsamhausen die Gerichtshoheit hatten, während Kurtrier die Landeshoheit beanspruchte, so in Mettlach-Keuchingen, das die Grafen von Saarbrücken damals zu Lehen trugen. Bei verschiedenen Gemeinden gibt der Beamte keinen Grund für die Nichtvornahme der Schatzung an. Er nennt lediglich den zu erfassenden Ort, bringt aber weder Namen noch Zahl der Untertanen. So ist denn die Steuerliste auch ein Dokument der politischen Unausgeglichenheit und Verwirrung, die noch im lothringischen Raum herrschte.

Manches können wir aus den Steuerlisten über die allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse herauslesen. Lothringen war ein Bauernland. Auch in den kleinen Landstädten war die Landwirtschaft eine der Hauptlebensgrundlagen der Bevölkerung. Und zwar übertrafen die Einnahmen aus der Viehhaltung die Erträge aus dem Getreideanbau. Nicht umsonst sind die Hirten nicht bloß in den Städten, sondern auch in den Dörfern steuerfrei. Industriearbeiter erscheinen nur selten auf den Listen. In der Gegend von Wallerfangen gab es etliche „Blögräber“ (Arbeiter im Blauerz-Bergwerk). Die Bedeutung der Salzindustrie für die Entwicklung von Dieuze ist schon erwähnt worden.

Eine gehobene Berufsschicht zwischen dem Adel (der auf den Listen nicht erfaßt ist), und der als Handwerker oder Bauern tätigen Bevölkerung gab es kaum, wahrscheinlich war sie sehr dünn. Nur einige wenige Beamte, Notare, Kaufleute und die auch nicht zahlreichen Landgeistlichen hoben sich durch ihren Bildungsstand und ein höheres Einkommen über die untere Volksschicht.

Für den Familien- und Volkstumsforscher ist die Tatsache von Interesse, daß es feste Familiennamen zu Beginn des 16. Jahrhunderts auch in Deutschlothringen noch nicht gab. Viele begnügen sich mit dem bloßen Taufnamen, und zwar erfreuen sich die kirchlichen Heiligennamen einer besonderen Beliebtheit. An der Spitze steht der im ganzen Abendland vorherrschende Name Johann (Hans, Hensgen usw.). Sehr populär sind auch Nikolaus (Claus, Clesgin) — St. Nikolaus war lothringischer Landespatron —, dann Peter, Jakob und in einigen Gegenden Mathis. Altdeutsches Namengut ist zwar auch noch vertreten, tritt aber gegenüber dem kirchlichen Namenschatz zurück. Wo man mit dem Taufnamen nicht auskam, hing man zur Unterscheidung einen Berufs-, Herkunfts-, Wohnplatz- oder gar Spitznamen an: z. B. Maurers Clesgin, Michel von Holtz, Mathis in der Heck usw. Man war zu der Zeit nicht so empfindsam wie heute, und man ließ sich auch Beinamen gefallen, wie Kuhschwanz, Langwambscht, Schlaflang u. a.

Die offizielle Amtssprache scheint auch in der deutschen Ballei das am Hofe zu Nancy gesprochene Französisch gewesen zu sein. Doch wird von den untergeordneten Organen auch das Schriftdeutsche als Amtssprache benutzt. In der Untertanenliste von 1519 erscheinen die Bemerkungen und Erklärungen, die ja auch

für den Rechnungshof in Nancy bestimmt waren, in Französisch, daneben laufen lateinische und deutsche Ausdrücke. Das auf den Listen erscheinende Namengut ist aber durchweg in Schriftdeutsch wiedergegeben, bei Taufnamen finden wir auch lokale, mundartliche Formen. Die Untertanen- und Steuerliste ist eine Bestätigung dafür, daß die Sprachgrenze im lothringischen Raum früher weiter westlich verlief als heute. Im 16. Jahrhundert — das bezeugt die Liste — lagen u. a. Dieuze und Waibelskirchen noch im deutschen Sprachgebiet. Es herrschten die mosel- und rheinfränkischen Mundarten vor. Im Osten, in der Gegend von Saargemünd, ging das Fränkische ins Alemannische über, der Nordwesten war vom Niederfränkischen beeinflusst.

Die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen, die seit dem frühen Mittelalter stabil war, kam erst im Laufe des 17. Jahrhunderts in Bewegung, als infolge Jahrzehnte dauernder Kriegsnot (30jähriger, Holländischer, Reunionskrieg) viele Ortschaften in Lothringen verödeten und ganze Gegenden neu besiedelt werden mußten. Während der langen Zeit französischer Besetzung wurde die Einwanderung von Familien aus dem französischen Sprachraum begünstigt. Durchweg verschob sich die Sprachgrenze um 5 bis 20 km nach Osten und Nordosten.

Der Bailliage d'Allemagne erlitt aber nicht nur volksmäßig Verluste durch die Kriege des 17. Jahrhunderts — er wurde durch die Friedensschlüsse von 1661 und 1697 auch gebietsmäßig beschnitten. Lothringen verlor 1661 schon den wichtigen Platz Sierck an der Mosel und eine Reihe von Ortschaften, die den Franzosen eine Art Korridor nach der Saar garantierten. 1697 (Ryswick) mußte es dazu Wallerfangen preisgeben und die Orte im Weichbild der neuen Franzosenfeste Saarlouis. Als Sitz der deutschen Ballei werden nach dem Verlust von Wallerfangen die Siersburg und die Stadt Saargemünd genannt. Doch verlor der Bailliage d'Allemagne seine Stellung als Verwaltungseinheit, als Stanislaus, der letzte Herrscher Lothringens, im Jahre 1751 eine neue Ämter-Organisation schuf. Mit dem Tode des Exkönigs und Herzogs Stanislaus hörte 1766 das Herzogtum Lothringen auf zu bestehen und ging im französischen Staatsgebiet auf.

## HERZOG KARL AUGUST II. VON PFALZ-ZWEIBRÜCKEN

VON KURT BAUMANN

Der folgenden biographischen Skizze liegt die Niederschrift eines Vortrages zugrunde, den der Verfasser in den Jahren 1952 und 1953 in mehreren pfälzischen Städten gehalten hat. Sie ist aus einer eingehenden Beschäftigung mit der pfalz-zweibrückischen Territorialgeschichte hervorgegangen, bei der das 18. Jahrhundert und die besonderen Perspektiven im Vordergrund standen, die sich aus der Stellung des südwestdeutschen Kleinstaates im Zusammenhang der französischen Rheinpolitik ergaben. Der Verfasser beabsichtigt, im Rahmen einer Gesamtdarstellung Einzelnachweise und Begründungen für dieses historische Porträt zu bringen, das sich betont distanziert von den mancherlei Versuchen, eine „Retung“ des Herzogs vorzunehmen.

- Abb. 35 Die Gestalt des letzten Zweibrücker Herzogs vor der Revolutionszeit, des Erbauers des berühmten Karlsberges bei Homburg, hat nicht nur den Blick der Historiker auf sich gezogen, sondern auch in auffallender Weise die Phantasie der Romanschriftsteller beschäftigt. Am bekanntesten unter den belletristischen Gestaltungen seines Lebensschicksals ist wohl der seit 1902 zu Unrecht immer wieder aufgelegte Karlsbergroman Ernst Pasqués, dessen Niveau über den Stil des Kolportageromans nicht hinausgeht. Weit

höhere schriftstellerische Qualitäten hat der „Serenissimus“ von Franz Grau (Essen 1940), der freilich kaum Resonanz gefunden hat. Beide Werke springen mit der historischen Wirklichkeit in entscheidenden Zügen sehr großzügig um. In der geschichtlichen Erzählung von Nikolaus Lauer „Das Schloß an der Blies“ (Stuttgart 1950) ist einem Schriftsteller unseres heimatlichen Raumes endlich ein gültiges Bild der Krisenzeit des fürstlichen Absolutismus gegliückt, die hier in unserem Bereich den Stürmen der Französischen Revolution vorausging, eine Darstellung von literarischem Rang, die dennoch ein wahrhaft volkstümliches Buch ist; dabei haben eingehendes Quellenstudium und dichterische Schau ein Porträt ergeben, dem auch der Historiker zustimmen darf. Allerdings hat Lauers Roman nicht eigentlich Herzog Karl II. von Zweibrücken, sondern dessen Blieskasteler Nachbarin Gräfin Marianne von der Leyen zum Thema, und der Karlsberger Schloßherr ist nur die Kontrastfigur, durch die das warmherzige, sympathische Frauentum der Hauptgestalt so recht Farbe und Glanz erhält. Als fragwürdiges Gegenstück zu der kleinen, idyllischen Residenz an der Blies, in deren Mauern im Bannkreis der volksnahen und beliebten Gräfin so viele echte menschliche Begegnungen sich abspielen, erscheint der prunkvolle, frivole, sittenlose Hof des „schlimmen Karl“, wie der Dichter ihn nennt, sein Schloß, die vielbewunderte und vielkritisierte Stätte einer künstlichen Märchenpracht, in der nach dem Willen des Gebieters ewiger Frühling herrschte und die Zeit stille zu stehen schien, wo eine Kette rauschender Feste und kostspieliger Vergnügen das dunkle und mahnende Grollen einer sich wandelnden Zeit übertönen sollte, – bis die große Katastrophe der Französischen Revolution hereinbrach und Hof und Schloß in ihrem Krater versank. Übersteigter Glanz und jäher Zusammenbruch des Ancien Regime, des volksfremden fürstlichen Absolutismus und der deutschen Kleinstaaterei werden in diesen letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auf eine eindrucksvolle Weise sichtbar. Hier ist in der Tat ein Romanstoff gegeben, der nicht erst der formenden und ausschmückenden dichterischen Phantasie bedarf. Es ist ja auch kein Zufall, daß die Erinnerung an den letzten Zweibrücker Herzog bei den Bewohnern des ehemaligen Territoriums bis auf den heutigen Tag wachgeblieben ist, über mehr als andert-halb Jahrhunderte hinweg. Es sind freilich keine erfreulichen Erinnerungen an eine „gute, alte Zeit“, die da haften geblieben sind. Noch heute schwingt ein entrüsteter Groll mit, ein verständnisloses Kopfschütteln, wenn die alten Leute um Homburg vom „Hundskarl“ erzählen, dessen Schloß mehr von Hunden als von Menschen bevölkert schien, oder vom „Schootekarl“, dessen Absonderlichkeiten das Befremden seiner Untertanen erregen mußten. Der Historiker, der den Versuch wagt, Leben und Charakterbild des Karlsberger Schloßherrn zu umreißen, hat es allerdings nicht so leicht und nicht so einfach wie ein Romanschriftsteller. Er ist gebunden an das Material, das ihm die Akten in den Archiven oder die selteneren Aufzeichnungen beobachtender oder wertender Zeitgenossen bieten, und er hat nicht das Recht, die Lücken, die in diesem Material vorhanden sein mögen, mit den Ergebnissen seiner Phantasie und seiner schöpferischen Intuition auszufüllen. Er hat nicht die Möglichkeit, durch eine gewandte künstlerische Komposition seines Stoffes dramatische Wirkungen zu erzielen, er kann nur mit den Akzenten und Kontrasten, den Steigerungen und Spannungen arbeiten, die in den Ereignissen selber liegen. Allerdings besitzen wir in den umfangreichen Lebenserinnerungen des Zweibrücker Hofmalers Johann

Christian Mannlich, dem die Gelegenheit gegeben war, den Fürsten durch Jahrzehnte hindurch aus nächster Nähe kennen zu lernen, eine nicht hoch genug einzuschätzende intime Quelle für die Lebensgeschichte Karls II., welche die trockene und geschäftliche Sprache der Akten in wertvoller Weise ergänzen kann.

Als der spätere Erbauer des Karlsbergs, Prinz Karl August Christian von Pfalz-Zweibrücken, am 29. Oktober 1746 im Düsseldorfer Schloß – auf damals kurpfälzischem Boden – geboren wurde, war noch nicht abzusehen, daß er einmal die Herzogswürde in dem kleinen Land seiner Väter bekleiden würde. Das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken, das zu Beginn des 15. Jahrhunderts durch eine der vielen pfälzischen Nebenlinien begründet worden war und unter zeitweise starken Spannungen zu den Heidelberger Vettern seine territoriale Selbständigkeit und seine eigene politische Linie bis ins 18. Jahrhundert aufrechterhalten hatte, war machtpolitisch an sich zwar recht unbedeutend, gewann aber durch seine Lage im deutsch-französischen Grenzraum doch eine beachtliche strategische Wichtigkeit: in unzusammenhängendem Streubesitz erstreckte es sich von der mittleren Mosel bis ins Oberelsaß und hatte seine Schwerpunkte im Gebiet von Meisenheim und Kusel, Homburg und Zweibrücken, Annweiler und Bergzabern. Der Vater des Prinzen, Pfalzgraf Friedrich, war der Bruder des regierenden Herzogs, Christians IV., seine Mutter, Franziska von Pfalz-Sulzbach, eine Schwester der pfälzischen Kurfürstin. Am Hofe Kurfürst Karl Theodors in Mannheim war auch die Heirat seiner katholischen Schwägerin mit dem lutherischen Zweibrücker zustande gebracht worden, ein gemeinsames Werk der Jesuiten und der französischen Diplomatie, um den Einfluß der einen auf den Zweibrücker Hof vorzubereiten, den der andere zu sichern. Beim Abschluß des Ehevertrags hatte Friedrich die katholische Erziehung seiner Kinder zugesagt, kurz darauf war er insgeheim zum katholischen Glauben übergetreten; nach Geburt und Taufe des ersten Sohnes gab er von Düsseldorf aus seine Konversion öffentlich bekannt. Da er keine Aussichten auf den Thron hatte und sich mit seinem herzoglichen Bruder schlecht vertrug, brachte Prinz Friedrich sein ganzes Leben nacheinander im französischen, kurpfälzischen und österreichischen Militärdienst zu; im Siebenjährigen Krieg war er Oberkommandierender der Reichsarmee; er starb als kaiserlicher Generalfeldmarschall. Trotz aller militärischen Allüren und hohen Ränge hatte er nicht das Zeug zum Feldherrn, ja nicht einmal zum Soldaten; er blieb immer, auch im Feldlager, ein Mann des höfischen Lebens, einer der vielen fürstlichen Nichtstuer, an denen die Zeit so reich war, ein leichtfertiger Lebemann voll nobler Passionen, die mehr Geld kosteten, als er auszugeben hatte. Die Zeitgenossen schildern ihn als „schönen“ Mann; er war ein Hüne von Gestalt, von imponierendem männlichen Aussehen, ein eifriger Jäger und gewandter Tänzer, flott im Auftreten; er wurde von den Frauen umschwärmt und hatte immer den Kopf voll Weibergeschichten. Seine intellektuellen Fähigkeiten aber erreichten kaum das Mittelmaß, er war träge und ohne Arbeitsfreude, leichtgläubig, wankelmütig und beeinflussbar. Er bekam die Frau, die zu ihm paßte. Franziska war zwar in dieser Ehe offenbar der geistig überlegene Teil, vielleicht war sie im Grund auch der tiefer angelegte Charakter; jedenfalls ist sie eine gute Mutter ihrer Kinder gewesen, und der spätere Herzog Karl, ihr Erstgeborener, hing an ihr mit schwärmerischer Verehrung bis in seine Mannesjahre hinein. Aber es fehlte ihr jede Zucht und Selbstbeherrschung. Die Zurückhaltung, die Frauentum

und fürstliche Stellung ihr hätten auferlegen müssen, war ihr völlig fremd, an ungebundener Lebenslust und rücksichtsloser Verschwendungssucht fand sie nur – in ihrem Gatten ihresgleichen. So war sie jahrelang das enfant terrible des Mannheimer Hofes, an dem sie bei der ständigen Abwesenheit Prinz Friedrichs meist allein ihren Vergnügen nachging, bis ein Liebesverhältnis mit einem französischen Schauspieler, das nicht ohne Folgen blieb, zur Katastrophe führte. Während die ehelichen Seitensprünge des Gemahls sozusagen zum guten Ton der Zeit gehörten, wurde sie nun das Opfer ihres leidenschaftlichen Temperaments und – der doppelten Moral. Man verbannte sie auf Lebenszeit in ein Kloster. Prinz Karl war damals 14 Jahre alt; er sah die Mutter erst nach mehr als einem Jahrzehnt wieder, als sie nach dem Tod ihres Mannes den Lebensabend in Stille und Zurückgezogenheit – der Vulkan der Leidenschaften war nun erloschen – im Schlosse zu Sulzbach zubrachte.

Wie die Erbmasse beschaffen war, die Karl von diesen Eltern übermittelt wurde, vermögen wir zu erraten. Ein französischer Offizier, Keralio, wurde mit seiner Erziehung betraut; er gab sich redlich Mühe, aus seinem Zögling einen brauchbaren Menschen zu machen, aber es wurde ihm doch sauer dabei, erst recht, als im Anschluß an eine Reise nach Paris, die er mit dem Prinzen unternahm, dieser einen eigenen Religionslehrer in der Gestalt des französischen Abbé Salabert erhielt, der, sittenlos und genußsüchtig, wie er war, den jungen Fürstensohn, den die Höflinge schon zu umschmeicheln begannen, vollends verdarb. Salabert verschwand nun nicht mehr aus der Umgebung Karls und übte bis zum Ende seines Lebens einen verhängnisvollen Einfluß auf ihn aus. Da der Vater meistens am Wiener Hofe weilte, mußten die beiden Onkel, Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz und Herzog Christian von Zweibrücken, sich um die Erziehung des Jungen kümmern. Dabei kam es mehr als einmal zu heftigen Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden, aus denen der frühreife Prinz oft genug Profit zu ziehen verstand. Weniger günstig war es für ihn, daß sie sich auch über die Zahlung seines Unterhalts nicht einig werden konnten. Bei diesen Auseinandersetzungen war es auch bald zu erkennen, daß Christian den Neffen nicht leiden konnte, der, da er selbst keine erbberechtigten Nachkommen hatte, sein Nachfolger auf dem Herzogsthron werden sollte; wie sich immer mehr herausstellte, fehlten ihm aber alle Voraussetzungen für sein fürstliches Amt. Am liebsten hätte Christian ihn von der Thronfolge ausgeschlossen. Hatten jene Beobachter recht, die der Meinung waren, daß der Herzog alle die Extravaganzen und Ausschweifungen, die man ihm von dem heranwachsenden Jüngling berichtete, geradezu begrüßte oder gar selbst provozierte, da sie ihm die Gewähr dafür gaben, daß der unerwünschte Nachfolger nicht alt würde? Als Karl von der ersten Leidenschaft zu einer jungen Adelligen aus elsässischem Geschlecht, Karoline von Gayling, ergriffen wurde und sie sogar heiraten wollte, billigte der Herzog diesen Plan, unter der Voraussetzung, daß der Neffe dann auf den Thron verzichte, – aber vor dieser Konsequenz schreckte dieser doch zurück.

Karl war gerade 21 Jahre alt, als der Vater starb, frühzeitig verbraucht und vor der Zeit gealtert. Im Leben des Sohnes hat er offenbar wenig bedeutet und hinterließ wohl kaum eine Lücke. Nun war es Zeit, Karl einen eigenen Hofstaat einzurichten. In Rohrbach bei Heidelberg, auf kurpfälzischem Boden, erbaute er sich 1770 ein kleines Landhaus. Dort, in ländlicher Umge-

Abb. 36

hatte, war er der Herr, der tun und lassen konnte, was er wollte. Müde, in Zweibrücken oder Mannheim der Zweite oder Dritte zu sein, zog er es vor, hier in seinem kleinen Bereich den Herren zu spielen. Es ist zwar kein Vergleich zwischen der Märchenwelt des Karlsberg, die später alle Welt in Bewunderung versetzte, und dem schlichten Rohrbacher Schlößchen, das heute noch, wenn auch umgebaut, als Verwaltungsgebäude des Tuberkulosekrankenhauses in Heidelberg-Rohrbach existiert. Aber der junge Schloßherr glich doch in den Grundzügen seines Wesens schon ganz dem späteren Gebieter des Karlsberg. Freilich war er noch nicht so unnahbar und menschenscheu wie in seinen späteren Lebensjahren. Noch liebte er lustige Gesellschaften und die große Welt, aber das Mißtrauen, die Eifersucht, die Angst, nicht respektiert und estimiert zu werden, haben doch auch damals schon weitgehend sein Charakterbild bestimmt. In den Lebenserinnerungen Mannlichs, der zu dieser Zeit meistens in Zweibrücken lebte, taucht nur hier und da das Bild des Prinzen Karl in Mannheim und Rohrbach auf; meist sind es seine Liebesabenteuer, von denen der Hofmaler berichtet, oder seine krampfhaften Versuche, sich der ihm so unsympathischen Aufsicht und den Erziehungsversuchen des Zweibrücker Onkels zu entziehen. Herzog Christian konnte bei seinen häufigen Aufenthalten in Mannheim nicht begreifen, daß der Neffe nun über die Zeit hinausgewachsen war, wo er am Gängelband geführt und geschulmeistert werden konnte. Hatten die Bemühungen, seine Charakterentwicklung in eine andere Richtung zu leiten oder zu drängen, in der Zeit seiner Kinder- und Jugendjahre keinen Erfolg gehabt, so konnten sie jetzt erst recht zu keinem Ergebnis führen; sie trugen nur dazu bei, das Verhältnis zwischen Christian und seinem so ganz anders gearteten Nachfolger vollends zu vergiften.

Wir besitzen intimere Quellen über Karls Leben und Treiben in Rohrbach, als sie uns Mannlich mit seinen nur gelegentlichen Ausblicken auf diesen Zeitabschnitt im Leben des Prinzen bieten kann. In den Archiven stoßen wir auf dicke Aktenbündel über die Schuldenwirtschaft dieser seiner Sturm- und Drangjahre, und aus diesen Rechnungen und Quittungen, wiederholten Mahnungen und flehenden Bitten um Bezahlung von Lieferungen und Leistungen, die zum Teil schon anderthalb Jahrzehnte zurücklagen, fällt ein helles, aufschlußreiches Licht auf diese ersten selbständigen Jahre des künftigen Zweibrücker Herzogs. Was am meisten in die Augen springt, sind die vielen Ausgaben für Hunde und Pferde; die große Leidenschaft seines Lebens meldet sich gleich mit einem Fortissimo an. Alle Menschen, die in seiner Umgebung leben, vom Kammerherrn bis zum Lakaien, scheinen ständig auf dem Pferdehandel für ihren Herrn unterwegs zu sein; alle Pferdehändler, jüdische und christliche, von Straßburg bis Frankfurt, erscheinen in diesen Rechnungen; Jäger und Hundewärter nehmen unter dem Personal des Miniaturhofes bald überhand und gewinnen mit der Zeit einen Einfluß auf ihren Herrn auch in den Angelegenheiten, die außerhalb ihres Tätigkeitsbereiches liegen. Im benachbarten Brühl wird eine Fasanerie errichtet, dann zu einer Menagerie erweitert, – das Vorspiel zu dem großen Tierpark auf dem Karlsberg. Über die zweckmäßige Beschaffung von Hundehalsbändern entsteht ein umfangreicher Briefwechsel; dergleichen Nichtigkeiten wird auch der spätere Souverän, sogar zu einer Zeit, als zwei Kurwürden ihm in Aussicht stehen und die Blicke der europäischen Kabinette auf Zweibrücken gerichtet sind, mehr Aufmerksamkeit schenken als den Regierungsgeschäften. Eine arme Frau, die eine entlaufene Katze zurückgebracht hat,

erhält eine fürstliche Belohnung, ein kleines Vermögen nahezu. Um die Bezahlung seiner kostspieligen Liebhabereien und Marotten macht sich der Prinz damals so wenig Sorgen wie später. In einem Jahr hat er die Schuldenlast auf rund 30 000 Gulden gesteigert. Der Jude Seeligmann Moses im benachbarten Leimen hat für die Lieferung von Vogel- und Hundefutter in vier Jahren allein 1029 Gulden zu bekommen; seine Geduld dem prinzipal Verschwender gegenüber wird ihm allerdings Zinsen tragen, denn 30 Jahre später zieht er mit den Wittelsbachern nach München, macht als bayerischer Hofbankier in den Kriegsjahren der napoleonischen Zeit riesige Geschäfte und wird sogar als Freiherr von Eichthal in den bayerischen Adelsstand erhoben!

Als Karl im November 1775 nach dem plötzlichen Tode seines Onkels die Regierung im Herzogtum Zweibrücken antrat, ließ er in Rohrbach als Fazit seiner Prinzenzeit eine Schuldenlast von 100 314 Gulden zurück. Es wäre für den Herzog von Zweibrücken wohl eine Kleinigkeit gewesen, sie zu bezahlen. Aber daran dachte er nicht, sondern begann sehr bald, neue Schulden in einem viel größeren Stil zu machen.

Die ersten Wochen seiner Regierung begannen allerdings mit den üblichen Reformen und Sparmaßnahmen, die für das Auftreten neuer Machthaber so charakteristisch sind, der Volksmund spricht bekanntlich von den neuen Besen, die gut kehren. Natürlich wurden viele Einrichtungen, die auf den unbeliebten Onkel zurückgingen, auf den Kopf gestellt oder ganz beseitigt, die Männer seines Vertrauens in der Regierung des Landes und am Hofe beseitigt, — als Sparmaßnahme, wie es hieß, in Wirklichkeit aber nur, um den neuen Männern, die Karl II. mitbrachte, Platz zu machen. Nur einem aus dem Kreis der leitenden Beamten des verstorbenen Herzogs gelang es, seine Stellung nicht nur zu halten, sondern bald sogar den als leitenden Minister vorgesehenen alten Vertrauten des Herzogs, den Geheimrat Beer, auszuscheiden und sich selbst auf diesen Posten zu placieren. So wurde Ludwig von Esebeck, der bisherige Oberjägermeister, der mittelmäßige Sohn eines tüchtigen Ministers des verstorbenen Fürsten, zum maßgebenden Berater Karls, ein Mann, zu dessen Qualifikation als Staatsmann der boshafte Mannlich ironisch bemerkt, er sei ein sehr guter Jäger gewesen! Der Grund für diese überraschende Karriere lag auf einem anderen Gebiet: Esebeck war mit der Jugendliebe des Herzogs, mit Karoline von Gayling, verheiratet, die auf diese Weise abermals in sein Leben trat und von neuem sein Herz entflammte. War es ihm in seinen jungen Jahren nicht gelungen, sie zu seiner Frau zu machen, so konnte doch jetzt den Fürsten niemand daran hindern, sie zu seiner Mätresse zu erwählen, — und am allerwenigsten der Gatte der so Ausgezeichneten; er war schwach und charakterlos genug, die Beziehungen seiner Frau zu Herzog Karl zu dulden, die ihm den Weg zur höchsten Stellung im Staate eröffneten. Über ein Jahrzehnt wird auf diese beschämende Weise das kleine Land eine Domäne der Familie Esebeck; in allen wichtigen Stellungen sitzen ihre Angehörigen und Anhänger, ihre Verwandten und Kreaturen; selbst den fähigen und charakterfesten Leuten, die sich um eine Stellung bemühen, die ihrem Lande dienen wollen, selbst einer so bedeutenden und integeren Persönlichkeit wie Hofenfels, der in dem Jahrzehnt nach 1777 versuchte, der außenpolitischen Haltung des Herzogs ein Profil zu geben, blieb keine andere Wahl, als sich um ihre Protektion zu bemühen. Der Herzog war taktlos genug, seine Mätresse an die Spitze des Hofstaates seiner Gemahlin, der lebenswürdigen, klugen,

menschlich so sympathischen sächsischen Prinzessin Amalie zu stellen, mit der er seit 1774 verheiratet war; als Oberhofmeisterin der Herzogin hatte die Esebeck somit eine offizielle Stellung bei Hofe. Dunkle Schatten lagen also von Anfang an auf der jungen Ehe. Die Herzogin trug mit Würde und Takt diese schwere Zumutung; nur eine kleine Partei am Hofe hat den Mut, sich auf ihre Seite zu stellen, die Partei der anständigen Leute, wie Mannlich bemerkt. Die verwandten Höfe in Dresden und Mannheim waren zwar aufgebracht, daß Karl die Stelle der Oberhofmeisterin einer Protestantin anvertraute; aber seine Beziehungen zur Esebeck zu kritisieren, hatte die höfische Welt keinen Anlaß, das gehörte zum Stil der Zeit. Zunächst verscheuchte die im Lande mit Jubel begrüßte Geburt eines Erbprinzen noch einmal die Wolken, dann aber gab der neue Herzog seiner Umgebung und seinen Untertanen bald so viel Anlaß zum Befremden, daß sie sich an seine ehelichen Extratouren zu gewöhnen begannen.

Schon in den ersten Wochen seiner Regierung, im Januar 1776, berichtete der französische Gesandte in Zweibrücken seinem Außenminister, das Interesse Karls II. an den Geschäften habe sehr nachgelassen, er verbringe den größten Teil des Tages in den Pferdeställen und sei dabei, seine mitgebrachten Pferde mit den ererbten des Onkels zu vereinigen, voll Stolz, daß er nun mehr besitze als Christian IV. Es koste Mühe, von ihm auch nur die notwendige Unterschrift zu erhalten. Das hat sich während seiner ganzen Regierungszeit kaum wesentlich geändert. Immer hat er keine Zeit für eine ernsthafte Beschäftigung; alles, auch das Dringlichste, wird auf die lange Bank geschoben. Aber wehe, wenn die leitenden Beamten es wagen, eine wichtige Entscheidung ohne ihn zu treffen, sofort wird das Mißtrauen wach, das ihn nie verläßt, und seine Ungnade trifft den, der solche Eigenmächtigkeit wagt!

In seinen ersten Regierungsjahren hielt er sich gern auf dem schönen Jagdschloß seines Onkels auf, das mitten in der Einsamkeit der großen Wälder um Jägersburg lag. Dort aber war er wochenlang unsichtbar, und nur die paar Leute, denen er sein Vertrauen zu schenken wagt (bei nicht wenigen von ihnen stellte es sich später heraus, wie sehr er damit Unrecht tat!), durften sich ihm nahen. Die in Zweibrücken zurückgebliebenen Höflinge atmeten auf, denn die Anwesenheit des Herzogs mit seinen bizarren Launen und überspannten Ansprüchen an seine Umgebung war für sie zu einer wahren Belastung geworden. Da erschien er, den man weit weg in Jägersburg auf der Jagd glaubte, plötzlich unangemeldet wieder im Zweibrücker Residenzschloß, öffnete mit Hilfe eines Nachschlüssels alle Gemächer, die von den Angehörigen der Hofgesellschaft bewohnt wurden, und durchschnüffelte alle Papiere, die herumlagen; da es ihm nicht gelang, in das Zimmer einer Hofdame einzudringen, die als die Vertraute der Herzogin galt, ließ er die Tür vom Hofschlosser aufbrechen und auf dem gleichen Weg eine Kassetten öffnen, in der er wichtige Briefschaften vermutete. „Es ist klar“, schreibt ein anonymer Beobachter in Zweibrücken, der dem französischen Gesandten diesen Vorfall berichtete, „daß dieser Fürst nichts respektiert, Vertrauen, Geheimnis, das Menschenrecht, Gerechtigkeit und Gesetz, – alles ist vergewaltigt.“ –

Die Mißstimmung am Hofe pflanzte sich bald auf das ganze Land fort. Die Jagdreviere des Herzogtums waren seit den Tagen Christians IV. durch Wildzäune eingeghegt. Dadurch entstanden große Wildgärten, innerhalb deren das eingepferchte Wild alles zerstörte, was die Bauern anpflanzten.

Zu Herzog Christians Zeiten sorgten die großen Hofjagden dafür, daß der Wildbestand in vernünftigen Grenzen blieb; Karl II. aber zog der sportlichen Bewegung im Freien immer mehr den höfischen Lebensgenuß, die Freuden des Kellers, der Tafel und der Liebe vor. Schon in verhältnismäßig jungen Jahren wurde er bequem und gemächlich und ging immer seltener zur Jagd. Aber da er es nicht dulden wollte, daß andere an seiner Stelle sich dieses geheiligte Recht des Souveräns anmaßen, vermehrte sich das Wild in katastrophaler Weise. Wehe dem Bauern, der es gewagt hätte, in Abwehr des Wildschadens zur Selbsthilfe zu schreiten! Er konnte schon froh sein, wenn ihm im Rahmen seiner Fronpflichten nicht noch ein paar herzogliche Jagdhunde ins Quartier gelegt wurden, die er zu ernähren und zu pflegen hatte. Bald begehrten die Bauern auf gegen die unerträgliche Beschneidung ihres Nahrungsraumes: solange das Wild die Felder zerstöre, erklärten sie, seien sie nicht in der Lage, Steuern zu zahlen. Aber es gab keine Rücksicht; der immer mehr aufgeblähte Hofhalt, seine verschwenderische Lebensführung, sein Luxus, vor allem aber die beginnende Bautätigkeit großen Stils verschlangen immer mehr Geld. Der Herzog befahl die Exekution gegen die renitenten Untertanen.

Auch die Handwerker und Arbeiter, die Lieferanten und nicht zuletzt die Beamten hatten Grund, unzufrieden zu sein. Für sie war nie Geld da. Sie mußten warten, bis die Besoldungen ausgezahlt werden konnten, abschlagsweise, oft monate-, ja jahrelang. Mannlich erzählt, daß er einmal sieben Jahre lang kein Gehalt bekommen habe! Es geht nach der schon in Rohrbach geübten Methode; nach dem Tod des Herzogs werden sich wieder die Akten über rückständige Forderungen an die herzogliche Kasse häufen; manchmal sind die Schulden mehr als ein Jahrzehnt alt; der bayerische Staat als der Rechtsnachfolger des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken hat sich noch lange Jahre mit den großen und kleinen Gläubigern des letzten regierenden Herzogs herumzureißen. Die Offiziere müssen vielfach die Löhnung ihrer Soldaten aus eigener Tasche vorstrecken, und sie tun es in der Hoffnung, sich damit die Gnade des Fürsten zu erhalten, den nichts so sehr aus der Fassung bringen kann als der Versuch, ihm klaren Wein einzuschenken über die finanzielle Situation des Staates. Auf die Dauer kann sich nur der in seiner Umgebung halten, der nicht ständig mit Geldforderungen kommt; wohl aber kann man sich durch die Kunst, irgendwie Geld zu beschaffen, unentbehrlich machen. Inzwischen aber lebt alles vom Pump; die Zweibrücker Geschäftsleute müssen borgen; mancher von ihnen kommt durch die vielen Außenstände wirtschaftlich unter die Räder; andere wieder sind beweglich und schlau genug, die Chance zu nützen, machen kühne geschäftliche Manipulationen und kommen zu beträchtlichen Gewinnen und zu Einfluß, nicht nur wirtschaftlicher Art, vor und hinter den Kulissen. Die Geschichte der höfischen Mißwirtschaft in Zweibrücken ist zugleich die Geschichte des sozialen Aufstieges einer bürgerlichen Oberschicht. Der korrupte Hof steckt mit der Zeit das ganze Land an; Kusel sei die einzige Stadt im Herzogtum gewesen, die vom Luxus und der allgemeinen Sittenverderbnis nicht angesteckt worden sei, meint Mannlich, während er die Residenzstadt Zweibrücken als ein Paris im Kleinen bezeichnete, wo man leben könne, wie man wolle.

Es ginge über den Rahmen dieser biographischen Skizze hinaus, die geradezu dramatische Entwicklung der Zweibrücker Finanzen während der Regierung Herzog Karls und ihre Verquickung mit der zweibrückischen

Außenpolitik zu schildern, die damals nicht ohne Bedeutung für die deutsche, ja die europäische Politik gewesen ist. Es ist schon angedeutet worden, daß Karl II. nicht nur der Herr eines der vielen deutschen Kleinstaaten, sondern auch der voraussichtliche Erbe der kinderlosen Herrscher von Kurpfalz und Bayern war; man konnte erwarten, daß sich künftig zwei Kurwürden in seiner Hand vereinigten; als Souverän eines großen Staates, der vom Niederrhein bis ins Elsaß, von der Saar bis an den Inn reichen würde, als Herr einer dritten deutschen Großmacht hätte er sehr wohl in die Lage kommen können, neben Österreich und Preußen eine europäische Rolle zu spielen, vielleicht das Zünglein an der Waage der deutschen Politik zu bilden. Schon während der Regierungszeit Christians IV. hatte sich daher Frankreich brennend für die Dynastie interessiert, der solch eine Zukunft bevorstand, und ein eigener französischer Gesandter in Zweibrücken hatte seit der Mitte des Jahrhunderts die Aufgabe, die unter diesem Zukunftsaspekt so wichtigen Beziehungen zwischen Versailles und Zweibrücken zu pflegen. Seit Karl II. die Herrschaft angetreten hatte, war die Aktivität der französischen Politik am Zweibrücker Hofe nur noch verstärkt worden. Im Beglaubigungsschreiben des französischen Gesandten vom November 1775 hieß es, Frankreich sei so oft schon Zuflucht und Schutz der Fürsten des wittelsbachischen Hauses gewesen, es sei der natürliche Verbündete der Herzöge von Zweibrücken in den Zeiten der Krise; man sei geneigt, in der Person Herzog Karls eine ins Gewicht fallende Macht im Reiche aufzurichten. Fünf Jahre später stellte die Instruktion für einen neuen Gesandten fest, der französische König habe den Herzog so fest an die Versailler Politik geknüpft, daß er sich nicht mehr frei fühlen könne, wenn er alle Staaten seiner Dynastie in seiner Hand vereinigt habe; Frankreich habe Anspruch auf seine Dankbarkeit. Als Frankreich nach dem Beitritt des Herzogtums zu dem von Friedrich dem Großen im Jahre 1785 gegründeten Fürstenbund seinen Einfluß auf Zweibrücken mit Preußen teilen mußte, hatte der französische Vertreter an Herzog Karl die mahnenden Worte zu richten, sein König hoffe, er werde nie vergessen, daß Frankreich immer der Schutz der deutschen Freiheit gewesen sei; er erwarte von ihm eine getreue Mitteilung aller Dinge, die den Fürstenbund und seine Politik betreffen! Der deutschen Freiheit! Der Kenner der deutsch-französischen Geschichte weiß, was diese Formel im Sprachschatz der damaligen französischen Diplomatie zu besagen hat; es bedürfte nicht der Interpretation, die in einer Instruktion von 1788 vorgenommen wird: „Dieser Fürst“, heißt es da von Karl II. ein Jahr vor dem Zusammenbruch des französischen Königtums, „kann in den Händen der französischen Politik eines Tages ein Gewicht darstellen, welches bewirkt, daß sich in Deutschland die Waagschale nach der Seite senkt, die gemäß dem Interesse Frankreichs das Übergewicht haben soll.“

Verständlich, daß die französische Politik sich die Pflege so bedeutsamer Beziehungen etwas kosten ließ. Bei dem immer geldbedürftigen Karl II. war diese Methode die einzige, die zum Ziel führen konnte; für ihn war die oberste Leitlinie seiner Politik in der Tat die Frage, wie er aus seiner Haltung am meisten Geld heraus schlagen konnte. Solange Frankreich immer wieder neue Millionen in das Faß ohne Boden der zweibrückischen Finanzen hineinschöpfte, solange bewegte sich der Herzog wunschgemäß ganz im Fahrwasser der französischen Politik, wenn auch sein fähiger Außenminister Hofenfels immer wieder versuchte, höhere Gesichtspunkte in der Politik des kleinen Landes geltend zu machen. Kritisch wurde es allerdings,

als sich im letzten Jahrzehnt vor der Französischen Revolution immer deutlicher herausstellte, wie sehr die französischen Finanzen selbst erschöpft waren und der Staat durch die Mißwirtschaft des absolutistischen Königtums an den Rand des Bankrotts gekommen war. Karl wußte aber sehr wohl, wie wichtig sein Ländchen in den Kalkulationen der französischen Außenpolitik war, daß er also in diesem Fall, trotz der geringen Bedeutung seiner Machtmittel, am längeren Hebelarm saß. Gut, wenn Frankreich nicht mehr zahlen konnte, er war auch bereit, von anderer Seite Geld zu nehmen und die damit verbundenen politischen Konsequenzen zu ziehen. Österreich, seit langem bestrebt, sich von der Rolle als außenpolitischer Sekundant Frankreichs zu emanzipieren, in die es durch das Bündnis von 1756 hineingekommen war, und im Begriff, seine traditionelle Stellung als Frankreichs Gegenspieler wieder einzunehmen, machte sich die kritische Situation der französischen Staatskasse zunutze. Als im August 1784 wieder einmal Ebbe in allen zweibrückischen Kassen war und die französische Hilfe sich verzögerte, erschien ein Wiener Bankier auf dem Karlsberg, um, unterstützt von dem russischen Gesandten in Wien, durch entsprechende finanzielle Angebote seitens des Kaiserhofes den französischen Einfluß in Zweibrücken auszuschalten. Schon war der Herzog gewonnen, als ein französischer Sondergesandter erschien und durch ein höheres Angebot die Gegner aus dem Felde schlug. Nicht zu Unrecht hat man dieses Ringen um die politische Haltung des Zweibrücker Herzogs mit einer Auktion verglichen, bei der der Meistbietende den Zuschlag bekam. Aber schon ein Jahr später wiederholte sich die Misere der Zweibrücker Finanzen; diesmal war es mit der französischen Hilfe endgültig aus, und Preußen sprang, von Hohensfels alarmiert, in die Bresche. Zweibrücken mußte dafür, wie wir schon gehört haben, dem deutschen Fürstenbund beitreten. In diesem Stil ging es von Jahr zu Jahr weiter, bis zum völligen Zusammenbruch. Im Februar 1788 wird vom Karlsberg berichtet, der Herzog fange an, mißmutig und ungeduldig zu werden, weil ihm der Versailler Hof statt baren Geldes nur gute Lehren der Sparsamkeit übermittele. Die diplomatischen Schriftstücke dieser Jahre, die Herzog Karl betreffen, sind voll von Mahnungen, Drohungen und ernstlichen Hinweisen, daß diese Anleihe nun aber endgültig die letzte sei. Der sparsame Preußenkönig dachte nicht daran, seinen mühsam gesammelten Staatsschatz an seinen ihm so unähnlichen fürstlichen Kollegen zu verschwenden, über den er urteilte, er sei dumm und beschränkt, kümmere sich nicht um die Geschäfte und habe nichts als Frivolitäten im Kopf.

Wo aber floß das viele Geld hin? Der Herzog habe eine Lust, alles zu kaufen, was er sieht, berichtete 1778 der preußische Gesandte, und eine englische Baronin, die am Zweibrücker Hof weilte, meinte, er sei einer von den Menschen, die sich nichts vorenthalten könnten, was ihnen Vergnügen mache; er warte auf etwas, was er nun einmal haben wolle, voll Ungeduld wie ein Kind auf ein Spielzeug. Während er in Kleinigkeiten manchmal Äußerungen eines merkwürdigen Geizes zeigte, zum Beispiel gelegentlich mit eigener Hand die leeren Blätter von amtlichen Schriftstücken entfernte, war er sonst hemmungslos im Geldausgeben! Mannlich erzählt, daß er von zwei verschiedenen künstlerischen Entwürfen grundsätzlich immer den teuersten gewählt habe mit der Bemerkung: „Für mich ist nichts zu gut!“ Diese Verschwendungssucht, die Karl schon angeboren war, wurde von den Leuten in seiner Umgebung vielfach geflissentlich gefördert; in solcher Atmosphäre konnte die Korruption gedeihen, konnten solche, denen daran

lag, sich persönlich zu bereichern, im Trüben fischen, ohne daß es besonders auffiel. Vor allem die Esebeck und ihr Anhang haben durch lange Jahre weidlich dazu beigetragen, die Finanzen des Landes zu zerrütten und sind für die ungeheuerliche Mißwirtschaft in erster Linie mitverantwortlich.

Abb. 37 Auch die Errichtung des Karlsbergschlusses, durch das Herzog Karl mehr als durch alles andere die Zeitgenossen wie die Nachwelt beschäftigt hat, ist auf die Initiative der herzoglichen Mätresse zurückzuführen. Eine Dame aus ihrer Verwandtschaft besaß auf dem Buchberg bei Homburg ein Hofgut, das sie gern losgeworden wäre. Die Esebeck bewog den Herzog, es zu kaufen; Karl fand seine Lage reizend, hielt sich gern dort auf und entschloß sich zuerst zu kleinen baulichen Veränderungen, dann zu Umbauten und Erweiterungsbauten, die von Jahr zu Jahr größeren Umfang annahmen, wie Mannlich annimmt, sehr gegen den geheimen Widerstand der Esebeck, die nun Bedenken bekam, der Schloßbau erfordere zu große Geldausgaben und veranlasse den Herzog vielleicht zu anderweitigen Sparmaßnahmen auf ihre und ihrer Klientel Kosten. So entstanden nicht nach einem einheitlichen Plan, geschweige nach einer künstlerischen Konzeption, sondern stückweise, von den wechselnden Einfällen des Herzogs gesteuert, von 1777 bis in die Revolutionsjahre hinein die umfangreichen Anlagen des Karlsbergs, wo seit 1778 Karl II. seine Residenz aufschlug, während die Regierungsbehörden in Zweibrücken blieben. Er folgte damit dem allgemeinen Zug der Zeit; wie die Preußenkönige von Berlin nach Potsdam und Sanssouci, die Habsburger von der Wiener Hofburg nach Schönbrunn und Laxenburg, die Münchener Wittelsbacher nach Nymphenburg, die Herzöge von Württemberg von Stuttgart nach Ludwigsburg, die pfälzischen Kurfürsten von Mannheim nach Schwetzingen gegangen waren, so erbaute auch er eine neue fürstliche Stadt für sich vor den Toren seiner bisherigen Residenzstadt, sehr zum Leidwesen ihrer Bewohner.

Nur einige wenige Bilder ohne künstlerische Bedeutung und einige Grundrisse, dazu noch konkreter die Freilegung der Fundamente in den letzten Jahren können uns heute eine Vorstellung von Aussehen und Umfang der weitausgedehnten Schloßbauten vermitteln, die eine Front von nahezu zwei Kilometern bildeten, inmitten großer Parkanlagen, ergänzt durch die märchenhafte Anlage der Karlslust, die Fasanerie der Herzogin und einige Adelswohnungen in der Stadt Homburg selbst, unter denen das Schloßchen der Esebecks und die Villa des Abbé Salabert die bedeutendsten waren. Neben dem eigentlichen Schloß, einem strengen und schmucklosen Bau im Stil des Klassizismus, entstanden nacheinander die Orangerie, umfangreiche Stallungen für Pferde und Hunde, Kasernen für die Herzoglichen Truppen, ein Lazarett und eine Reitschule, Wirtschaftsgebäude und Beamtenwohnungen, Bauten, die weniger durch ihre Außenarchitektur auffielen als durch den Prunk und den Luxus, mit dem sie, soweit es sich um die fürstlichen Wohnungen handelte, ausgestattet waren. Man mußte eine ganze Stadt bauen, schreibt Mannlich, um alle die Leute unterzubringen, die der Herzog und der Hof brauchten. Die Innenausstattung, so hatte Karl befohlen, sollte großartig und von ausgesucht feinem und vornehmem Geschmack sein. Nach den Zeichnungen Mannlichs wurde alles unter beträchtlichen Kosten in Paris hergestellt: Wandtapeten in dreifarbigem Damast mit gesticktem Gold- und Silberstreifen, die Sessel und Stühle, die Prunkbetten und sonstigen Möbel. Und dann zogen die neuen Bewohner ein, die Höflinge, soweit sie nicht zum engsten Kreis des Fürsten gehörten, mit sehr gemischten

Gefühlen, weil sie zum Teil von ihren Familien getrennt wurden und das Schloß sich bald für sie als ein goldener Käfig erwies. Mannlich schildert, wie bei einer vorübergehenden Abwesenheit des Herzogpaares in Darmstadt im Jahre 1785 alles aufatmend in die Stadt Zweibrücken zurückströmte, froh, für ein paar Tage wenigstens von dem ermüdenden Druck des höfischen Dienstes und den Launen des Schloßherrn befreit zu sein. — Mit den Menschen kamen aber auch die Vierfüßler, die Pferde und vor allem die Hunde, Hunde aus allen vier Weltteilen, wie wieder Mannlich berichtet; ihre Zahl einschließlich der — Wölfe belief sich auf rund 1000!

Aber neben dem nie erlahmenden Interesse für Tiere, das geradezu ein positiver Zug im Charakterbild des Herzogs sein könnte, wenn es sich nicht, wie alles bei ihm, in den Formen einer Manie äußerte, tritt nun, kaum daß er sich auf dem Karlsberg so recht eingerichtet hatte, eine merkwürdige Sammelwut. Man kann das Motiv für die nun einsetzende Sammeltätigkeit auf den verschiedensten Gebieten kaum anders nennen; die verkrampften und pathologischen Untergründe seiner Natur sind gerade hier spürbar. Er richtet sich eine Gemäldegalerie ein, und dank des weitsichtigen Kunstverständnisses seines Galeriedirektors Mannlich entsteht hier eine Sammlung von erheblichem Niveau; indessen wäre es verfehlt, die Leistung Mannlichs als Ausdruck des künstlerischen Geschmacks seines fürstlichen Auftraggebers zu interpretieren. Nichts deutet darauf hin, daß dieser ein ernsthaftes Kunstinteresse gehabt hat; das Zustandekommen der Bildersammlung ist kaum etwas anderes als die Konsequenz seines starken Geltungsdranges gewesen: ein solches Schloß erforderte eben auch eine Gemäldegalerie; das kannte er doch zu gut von Mannheim her! Für die Gemälde — es sind mittlerweile 2000 Stück — wird ein eigenes Gebäude errichtet. Aber Mannlich, der Galeriedirektor, darf deren Räume nicht ohne Genehmigung des Herzogs betreten, der allein den Schlüssel dazu besitzt und immer wieder voll Mißtrauen die Bilder abzählt. Und wie er Gemälde sammelt, so sammelt er auch Münzen und Antiquitäten, Uhren und Porzellan, Tabaksdosen und Spazierstöcke, Gewehre und andere Jagdwaffen, optische Instrumente und physikalische Apparate. Ein gewisses echtes Interesse an der Naturwissenschaft ist dabei wie bei seiner Tierliebe wohl nicht zu übersehen. Von ihm wird er offensichtlich auch bei der Anlage der Karlslust geleitet, einer ganz neuartigen Verbindung von Park und Menagerie, „ein lebendiges naturhistorisches Kabinett“, wie er selbst es einem Besucher vorstellte, einem der wenigen Auserwählten, die das Glück hatten, zur Besichtigung des Fürstensitzes zugelassen zu werden, der sonst den meisten, selbst fürstlichen Passanten, verschlossen blieb, — ein Gegenstück zu dem Naturalienkabinett im Schlosse, das zumeist aus ausgestopften Tieren, aber auch Mineralien bestand. Da standen mitten in dem Buchenwald eine Reihe von kleinen einstöckigen Häuschen, die durch Gitter voneinander getrennt waren, und die Vierfüßler und Vögel aus allen Teilen der Erde enthielten, Schwäne Pfauen, Fasanen, Enten, Gänse, Perlhühner, Trappen, Adler, Pelikane, Reiher, Papageien, Möwen, Bären, Jaguare, Wölfe und kanadische Füchse, bewacht von Zigeunern, Mohren und Angehörigen anderer fremder Völkerschaften. So weit die Vögel sich in der Luft bewegten, flogen sie scheinbar frei hin und her zwischen den Bäumen, die in größerer Höhe mit einem dichten Drahtnetz abgesperrt waren.

Noch eindrucksvoller ist wohl die Schilderung des Wintergartens, die Mannlich gegeben hat. Er war zwar bei dessen Einrichtung mitbeteiligt gewesen,

dennoch hatte es sehr lange gedauert, bis der Herzog ihm und Salabert den Zutritt zu diesem Raum gestattete:

„Wie der Abbé Salabert war ich beim Eintritt überrascht. Es war ein sehr schöner Wintertag, die Sonne ließ den Schnee, der die ganze Landschaft bedeckte, hell erglänzen; wir aber fanden uns beim Eintreten in den Saal wie durch Zauberkunst in den lachendsten Frühling versetzt; da war der Lenz mit dem Schmuck aller seiner Blumen, die einen wonnigen Duft ausströmten und die mildeste Luft mit Wohlgeruch erfüllten. Man hatte rings um den Saal Stellagen angebracht, auf denen sanft ansteigende Töpfe mit Blumen aller Art standen, so eng, daß sie einander berührten. An den Wandflächen zwischen den Fenstern standen große Bäume, wie Orangen-, Zitronen- und Kirschbäume, teils im Blütenschmuck, teils mit Früchten beladen. In den Kronen dieser großen Bäume waren Käfige mit Nachtigallen verborgen, 20 an der Zahl. Die Kästen der Bäume wie der Blumentöpfe waren mit Moos bedeckt, um die Täuschung vollkommen zu machen; ja man glaubte sich in den Frühling und in einen schönen Garten versetzt! In den vier Ecken des Saales waren Uistiti, Löwenäffchen, Bisam- und Halbaffen, auch zwei Paviane und dergleichen untergebracht und festgebunden. Diese machten auf dem Raum, den ihre Kette zu durchmessen erlaubte, ihre Sprünge und Kapriolen. Papageien und Sittiche verschiedener Art flogen von Baum zu Baum und schwatzten, jeder in einer anderen Sprache. Dazu sangen die Nachtigallen miteinander um die Wette von ihren Leiden, ihren Freuden und ihrer Liebe.

So war man in diesem entzückenden Saal nicht nur, jetzt anfangs Februar, im Frühling, sondern befand sich auch gleichzeitig in allen 4 Erdteilen. Wandte man seine Augen hinaus auf die mit Reif, Eis und Schnee bedeckte Landschaft, so glaubte man in Sibirien zu sein; die Papageien und Affen versetzten uns nach Amerika und Afrika, die Orangen und Kirschbäume, wie die Blumen in den Süden von Europa.

In der Mitte des Saales befand sich ein großer runder Tisch, auf dem man den ersten Gang einer uns erwartenden lukullischen Mahlzeit aufgetragen hatte. Ein großes Becken aus verzinnem Kupfer stand mitten auf dem Tisch; sein Boden war mit kleinen bunten Kieselsteinen bedeckt, während sein Rand mit Veilchen, reifen Erdbeeren und Maßliebchen eingefast war, deren Blätter in das Wasser tauchten, das ein 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Fuß hoher Wasserstrahl in demselben Maß erneuerte, wie das überschüssige Wasser über den Rand des Beckens unterhalb des Tisches abfloß. In diesem kristallklaren Wasser schwammen chinesische Fische der kleinsten Gattungen und mit den glänzendsten Farben und fingen mit Gier die Brotkrumen auf, die wir ihnen von Zeit zu Zeit zuwarfen.

Ich hatte sehr viel Dinge in meinem Leben gesehen, aber ich muß gestehen, etwas sinnlich Erregenderes, Üppigeres hatte ich niemals erblickt. Wie gesagt, ich war wie Salabert beim Eintreten in diesen verzauberten Ort vollständig überrascht. Der Herzog bemerkte es und fühlte sich dadurch geschmeichelt. Er hatte ja, um uns zu überraschen, ohne unser Wissen alles vorbereiten lassen.

„Sehen Sie hier,“ sagte er, „wie man den Jahreszeiten voraneilen und die Natur durch die Kunst besiegen muß! Das Leben ist so kurz, daß man es zu genießen und sich angenehm zu machen verstehen muß!“

Unsere Mahlzeit entsprach der Schönheit des Saales; sie bestand nur in kleinen leckeren und seltenen Gerichten. Da gab es kein Fleisch aus der

Metzgerei, sondern Fasanen, Fettammern, Rebhühner und anderes kleines Wild, Karpfenzungen, kleine Austernpasteten, Spargel, junge Erbsen, eine Gänseleberpastete aus Perigord, Seefische, Austern und dergleichen, dazu frisches Obst, wie Ananas, Kirschen, Trauben, Erdbeeren und andere in Treibhäusern gezogene Früchte, die sehr schön anzusehen waren, aber denen nicht gleichkamen, die in ihrer richtigen Jahreszeit reifen.“

War nicht das höfische Leben dieses Kleinstaates, dessen Schauplatz diese Märchenresidenz darstellte, auch ein solches Treibhausprodukt, das verderben mußte beim ersten Nachthauch? Welche gefährliche Maxime, die der Herzog hier als den Zweck seines Tuns und Handelns hinstellte: das Leben zu genießen! Wie war es möglich, auf die Dauer in einer idyllischen Scheinwelt zu leben und die Wirklichkeit abzuschirmen, die sich immer drohender erhob?

Die Stimmung der Bevölkerung hatte sich von Jahr zu Jahr mehr gegen den Herrscher gewandt. Daß er sich von der Umwelt abschloß, daß das Volk ihn nicht mehr zu sehen bekam, machte es immer schwerer, wenn nicht unmöglich, zu entscheiden, was von den Mißständen, unter denen das Land zu leiden hatte, auf sein persönliches Konto ging oder von seinen Günstlingen verschuldet war. Nur wenige erkannten die verhängnisvolle Rolle der Hofschranzen und konnten wie der Rektor des Zweibrücker Gymnasiums, Georg Christian Crollius, von ihrem Landesherrn sagen: „Ich glaube, daß der Herzog noch besser ist als sie alle.“ Wer vermochte zu erkennen, daß der Herzog eher ein Gegenstand des Mitleids als des Hasses sein mußte, daß er alles andere als ein blindwütender Tyrann war, vielmehr ein erblich belasteter und durch eine falsche Erziehung in seiner charakterlichen Entwicklung noch fehlgeleiteter Psychopath, der sich im Zustand nervöser Gereiztheit manchmal zu unbedachten Handlungen hinreißen ließ, über deren Folgen dann niemand mehr betroffen war als er selbst. Was in Wirklichkeit nur aus seiner Schwäche und Haltlosigkeit hervorging, konnte von seinen Untertanen, die ihn nie anders als aus der Ferne sahen, nur als Ausdruck seiner Grausamkeit und Despotie gedeutet werden, die im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, wo Kaiser Joseph II. und Friedrich der Große, Karl August von Weimar und Karl Friedrich von Baden den Typus des deutschen Landesfürsten bestimmten, denn doch als bedenklicher Anachronismus erscheinen mußten.

Am Lebensstil des Herzogs änderte auch der Tod des einzigen Sohnes am 21. August 1784, ein schwerer menschlicher und politischer Schlag, auf die Dauer nicht das geringste. Aber dieser plötzliche Tod des achtjährigen Prinzen war wie ein Menetekel. Seitdem zog eine düstere Wolke nach der anderen am Horizont auf. Das größte Fest, das der Karlsberg je sah, die Hochzeitsfeierlichkeiten für den Bruder des Herzogs, den so ganz anders gearteten, leutseligen und populären Prinzen Max, im Dezember 1785, endete mit einer schrillen Dissonanz: durch die vorzeitige Explosion von Feuerwerkskörpern kamen 12 Menschen auf gräßliche Weise in den Flammen um. Die Bevölkerung sah in diesem Unglück ein Gottesgericht. Anders als die leichtfertige, oberflächliche Hofgesellschaft hörte sie das dumpfe Donnerrollen in der Ferne, das langsame Herannahen der revolutionären Welle vom Westen her.

Auch am Zweibrücker Hof, das wußte man, war nicht alles Gold, was glänzte. Der allmächtige Finanzminister von Creuzer, seit Jahren der bewährte Manager der herzoglichen Vergnügungen, und – mehr noch – der

Mann, der immer in der Lage gewesen war, auch in den scheinbar aussichtslosesten Fällen Geld herbeizuschaffen, wenn der Fürst es benötigte (freilich oft mit der primitiven Methode, ein Loch mit dem andern zuzustopfen!), dieser Emporkömmling, der es verstanden hatte, seine Ellenbogen zu gebrauchen, der in wenigen Jahren aus einem untergeordneten Beamten zum einflußreichsten und unentbehrlichsten Mann im Staat geworden war, wurde über Nacht gestürzt. Man warf ihm Unregelmäßigkeiten in der Finanzverwaltung und persönliche Bereicherung vor, doch war es ihm ein Leichtes, nachdem er sich durch schnelle Flucht aus Zweibrücken in Sicherheit gebracht hatte, nachzuweisen, daß keine Ausgabe, die er veranlaßt hatte, ohne die schriftliche Genehmigung des Herzogs erfolgt war. Dieser hatte allerdings ein so unbegrenztes Vertrauen zu Creuzer gehabt, daß er unbedenken alles unterschrieb, was er ihm, meist kurz vor der Abfahrt zu den täglichen Vergnügungen, vorgelegt hatte. Der Prozeß gegen Creuzer war daher trotz eingehender Untersuchung, die vieles belastende Material ergab, ein Schlag ins Wasser, umso mehr als der gestürzte Minister sich nach Wien wandte und Miene machte, dem österreichischen Kabinett allerlei vertrauliches Material über die zweibrückische Politik auszuliefern, an dessen Geheimhaltung dem Herzog alles gelegen sein mußte. Nachdem man in Zweibrücken zuerst die Öffentlichkeit durch maßlose Anklagen ins Bild gesetzt hatte, kam bald in aller Stille ein für Creuzer sehr vorteilhafter Vergleich zuwege, der bei der Bevölkerung den Eindruck hinterlassen mußte, man habe bei Hofe nun allen Grund, diese Angelegenheit zu vertuschen, weil dort allzu viele Nutznießer der Creuzerschen Machenschaften vorhanden waren. Daß Creuzer, über dessen Manipulationen die zuverlässigen und korrekten unter den zweibrückischen Beamten seit langem im Bilde waren, endlich das Handwerk gelegt werden konnte, war ein Symptom dafür, daß die Macht der alternden Esebeck, als deren Kreatur Creuzer wie so viele andere Karriere gemacht hatte, am Zerbröckeln war: eine jüngere Schönheit, das Fräulein Katharina von Montigny, machte ihr bald mit Erfolg den Rang streitig.

Ein anderer mächtiger Mann aus ihrem Kreise wurde bald nach Creuzer zu Fall gebracht, der Major von Runge, der dem Herzog seit seinen Mannheimer Jugendjahren persönlich nahegestanden hatte und im aufgeblähten Militärwesen des Miniaturländchens eine fast diktatorische Stellung hatte. Er sollte Gelder unterschlagen und Untergebene mißhandelt haben. Daß in seinem Dienstbereich manches zu wünschen übrig blieb, war in Zweibrücken kein Geheimnis. Solange die Esebeck schützend ihre Hand über ihn halten konnte, waren alle Beschwerden und Anklagen unerledigt unter den Tisch gefallen. Jetzt verurteilte ihn ein Kriegsgericht zu langjähriger Festungshaft; aber es gelang dem intriganten Mann, der mit allen Wassern gewaschen war, die alten Invaliden, die ihn auf der Burg Lichtenberg bei Kusel bewachen sollten, betrunken zu machen und dann ebenfalls nach Wien zu fliehen, wo er am Kaiserhof Stimmung gegen seinen ehemaligen Herrn und Jugendfreund zu machen versuchte.

Vollends die Affäre des alten Oberamtmanns von Lüder in Castellaun auf dem Hunsrück, der in zweiter Ehe eine weit jüngere Frau von zweifelhaftem Ruf geheiratet hatte und unter dem Einfluß dieser ewig geldbedürftigen Person sich eine lange Reihe von groben Dienstvergehen zuschulden hatte kommen lassen, schien den Zweibrückern zu beweisen, wie korrupt ihre Regierung war. Wenn ein Beamter aus altem Adel, der mehr als 30 Jahre

in den höchsten Stellungen seinem Fürsten gedient hatte, den Untertanen seines Oberamts nur noch gegen hohe Bestechungsgelder zur Verfügung stand, wenn sie ihr Recht suchten, was hatte man von den anderen zu erwarten? Von den vielen, denen treue Pflichterfüllung und Verantwortungsbewußtsein nicht nur der Obrigkeit, sondern auch der Bevölkerung gegenüber eine Selbstverständlichkeit war, machte man, wie immer in solchen Fällen, kein Aufhebens, sondern hielt sich nur an die Skandalfälle, die ja nun freilich bedenklich genug waren.

Die Erbitterung stieg mehr und mehr. Im Januar 1786 brachen Unruhen unter den Handwerkergelesen in der Stadt Zweibrücken aus. Ein preußischer Werbeoffizier hatte versucht, einen von ihnen in den Militärdienst zu pressen und sich dabei der Hilfe der einheimischen Polizei bedient. Hierauf erklärten sich seine Kollegen mit ihm solidarisch und beschlossen, der Stadt den Rücken zu kehren. Auf dem Karlsberg verweigerten die Bauhandwerker, die seit Monaten keinen Lohn erhalten hatten, die Weiterarbeit. Landbewohner, die zur Fronarbeit befohlen waren, erschienen nicht auf ihrer Arbeitsstätte. Das waren unübersehbare Krisensymptome. Auf den Rat verständiger und einsichtiger Beamter, die den Ernst der Lage erkannt hatten, und unter dem Druck der immer wiederholten Mahnungen des preußischen und französischen Hofes zur Sparsamkeit, verkündete der Herzog im Sommer 1787 endlich seinen „festen Entschluß, eine redliche und wohlgeordnete Verwaltung“ herzustellen, wobei schwere Vorwürfe gegen den ehemaligen Finanzminister erhoben wurden, der an allem schuld sei. Eine Finanzreform wurde angekündigt; aber die Einsparungen, die gemacht werden mußten, sollten in erster Linie durch den Abbau unterer Beamter oder durch eine Reduzierung ihrer Besoldungen erreicht werden. Doch war der Herzog auch, wie er mitteilen ließ, zu einem „persönlichen Sacrifice“ entschlossen: Pferde sollten verkauft, das herzogliche Jagdpersonal stark vermindert werden, der Wildzaun im Oberamt Lichtenberg sollte fallen. Die Bevölkerung atmete auf, vor allem die Beseitigung des Wildzauns erzeugte Jubel. Aber auf die Dauer konnten diese Konzessionen nicht die allgemeine Mißstimmung beseitigen, auch dann nicht, als der Herzog im Hochsommer 1789 unter dem Eindruck der Nachrichten, die aus Paris kamen, bereit war, auch den Wildzaun im Oberamt Zweibrücken zu opfern.

Bald sprach es sich überall im Lande herum, daß der Herzog die kostspieligen Bauten auf dem Karlsberg nicht einstellen wollte, die das meiste Geld verschlangen, trotz aller eindringlicher Mahnungen seitens der herzoglichen Rentkammer, deren verantwortungsbewußte Beamte seit dem Ausscheiden Creuzers es wagten, die Dinge beim Namen zu nennen und jetzt einen freimütigeren Ton anschlugen. So hielt die Gärung im Lande unvermindert an. War nicht alles das, was sich eben in Frankreich abspielte, beispielhaft auch für die Zweibrücker Bevölkerung? Zeigten ihr nicht die westlichen Nachbarn, wie man mit einer fürstlichen Mißwirtschaft, die das Mark des Volkes verzehrte, fertig werden konnte? Forderungen wurden in der Öffentlichkeit laut, die das Selbstgefühl des empfindlichen Herrschers auf das bitterste kränken mußten: Die Zweibrücker Bürgerschaft verlangte im November 1792 die Wiederverlegung der Residenz in die Hauptstadt des Landes, die endliche Bezahlung der Lieferung für den Hof, Auszahlung der rückständigen Besoldung an die Beamtenschaft, die seit Jahren auf Kredit leben mußte, Verminderung der Steuern, rücksichtslose Drosselung

der Ausgaben für den Hof. Man schlug den Verkauf der Möbel und der Pferde vor, die bei einem Aufstand doch nicht geborgen werden könnten! Seit der Hinrichtung des französischen Königs im Januar 1793 mehrten sich die beunruhigenden Informationen, die von Paris nach dem Karlsberg gelangten. Man traf Vorkehrungen für eine eventuelle Abreise des Hofes, man entschloß sich, vor allem die Kostbarkeiten des Karlsbergschlusses einzupacken und teilweise vorsorglich nach Mannheim zu schaffen, teilweise für die Flucht bereitzustellen. Mannlich schildert die Stimmung dieser Tage: „Die Nachtigallen sangen im Schatten der blühenden Bäume, die Affen machten ihre Sprünge wie zuvor, aber dies alles hatte für den Herrn und seine Gäste am runden Tisch nicht mehr dieselben Reize. Von den Fenstern des Salons aus sahen wir die Hügel des in Ausbruch befindlichen Vulkans, bereit, uns zu verschlingen, und erwarteten diesen Augenblick, der auch nicht zögerte, zu kommen.“

Im Februar kam die Kunde von einer militärischen Unternehmung der Franzosen gegen die Westpfalz. Noch suchte man die Abreise des Herzogpaares hinauszuschieben in der Besorgnis, sie könne leicht ein Signal für eine Rebellion der Unzufriedenen werden, die Gutgesinnten aber zur Resignation veranlassen. Am Abend des 9. Februar hatte der Herzog gerade eine Besprechung über die Lage einberufen, als ihm ein Bauer aus Rohrbach gemeldet wurde, der, da ein legaler Zutritt zum Karlsberg nicht möglich war, für einen Bauern schon gar nicht, über den Zaun hatte steigen müssen, um seinem Fürsten die Nachricht zu bringen, daß französische Truppen quer durch den Wald abseits von der Landstraße, heranrückten. Der Herzog, immer gleich mißtrauisch, kann mit so viel spontaner Anhänglichkeit eines seiner geplagten Untertanen nichts anfangen. Er glaubt nicht an die Hiobsbotschaft und meint, dem Bauern sei es nur um ein Trinkgeld zu tun. Aber aus dem Verhör, das man nun mit ihm anstellt, ergibt sich unzweifelhaft die Richtigkeit der Meldung, und man muß voll Bestürzung erkennen, daß die Rettung des Herzogs vielleicht nur noch eine Frage von Minuten ist. In höchster Eile verläßt das Herzogspaar in einer Kutsche das Schloß. Die Mehrzahl der Höflinge, von einer Panik erfaßt, folgte dem Beispiel ihres Herrn und suchte sich nach Möglichkeit in Sicherheit zu bringen. Es ist zehn Uhr abends. Die Dunkelheit ist längst über das Land hereingebrochen, und Fackelreiter müssen den herzoglichen Reisewagen begleiten, um den Weg durch die Nacht zu bahnen. Der Wagen vermeidet die Landstraße, die über Homburg führt, sondern fährt quer durch den Park, in Richtung Kaiserslautern, um Zeit zu gewinnen. Wenige Minuten schon nach der Abfahrt des Herzogpaares erscheinen die ersten Franzosen im Schloßhof. Sie sehen noch die Lichter im Wald und fragen nach ihrer Bedeutung. Als man ihnen erklärt, daß es sich um brennende Kalköfen handle, geben sie sich zufrieden. Während die Flüchtigen glücklich Mannheim, das Ziel ihrer Reise, erreichen, besetzen französische Truppen den verlassenen Fürstensitz. Mannlich, der zurückgeblieben war, um, wenn möglich, die Gemädegalerie und das Naturalienkabinett in Sicherheit zu bringen, deren Bestände, in Kisten verpackt, herumstanden, schildert den ersten Eindruck. „Alle wollten Anteil haben an dem Ruhm, einen deutschen Tyrannen festzunehmen und als Gefangenen nach Metz zu bringen. Da sie ihn nicht finden konnten, stießen sie mit heißerer Stimme, wie sie beim niederen Volk in Frankreich gewöhnlich ist, schauerliche Lästerungen und Flüche aus, schlugen an den verlassenen oder

den verschlossenen Häusern, wo man ihnen den Eintritt verweigerte, die Türen ein und eigneten sich alles an, was sie fanden.“

Schon bei dieser ersten Berührung mit Schloß Karlsberg wirkte sich die enttäuschte Wut der revolutionären Soldateska verheerend aus: Plünderungen waren an der Tagesordnung. Unter dem Motto „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!“ war der Feldzug unternommen worden. Hätte man dieses Ziel verwirklicht, so wären wohl nach all dem bitteren Erleben so vieler Jahrzehnte und der offenbaren Mißwirtschaft des Ancien Regime die Herzen der bisherigen Untertanen der deutschen Kleinstaatenwelt den Befreiern von diesem Joche zugeflogen. Aber leider klappte zwischen Idee und Wirklichkeit ein solcher Widerspruch, daß, als Frankreich das linksrheinische Gebiet in aller Form seinem Staatskörper eingliedern konnte, alle Hoffnungen bereits einem dumpfen Groll und einer lähmenden Resignation gewichen waren.

Im Frühjahr 1793, als die Franzosen von Westen her in die Pfalz einmarschierten, war es freilich noch keine ausgemachte Sache, daß sie hier nahezu ein Menschenalter bleiben würden. Mehrfach schwankte im Laufe des Jahres das Kriegsglück hin und her. Herzog Karl konnte aus seinem Mannheimer Exil noch einmal zu einem kurzen Besuch auf den Karlsberg zurückkehren und traf sich dort mit dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm II., der damals persönlich die Operationen seiner Truppen in dieser Gegend leitete. Mannlich fand Gelegenheit, in aller Ruhe die Schätze der Gemädegalerie nach Mannheim in vorläufige Sicherheit zu bringen; später kamen sie von dort aus nach München und bilden heute in ihren besten Stücken den Grundstock der Alten Pinakothek. Das kostbare Naturalienkabinett aber ließ er auf Anraten der preußischen Offiziere, die den weiteren Fortgang des Krieges allzu optimistisch beurteilten, auf dem Schlosse zurück; so ging es mit seiner einzigartigen Vogelsammlung der Nachwelt verloren.

Denn bald geriet der Karlsberg wieder in die Gewalt der Franzosen. Als diese jedoch abermals gezwungen wurden, vor den nachdrängenden deutschen Truppen den Rückzug anzutreten, gab der französische General Houchard vor dem Abzug, am Abend des 28. Juni, den Befehl, das Schloß, das vorher noch einmal für 24 Stunden der Plünderung preisgegeben worden war, niederzubrennen. Der Brand soll drei Tage und drei Nächte gewütet haben, ein schaurig-schönes Schauspiel für die ganze Umgebung! In der gleichen Woche richteten sich die Zerstörungen der Franzosen auch gegen die übrigen Fürstensitze des Landes: Das Jagdschloß Pettersheim bei Kusel ging in Flammen auf, Schloß Jägersburg, ein Juwel der Barockbaukunst mit seinen schönen Parkanlagen, die sich neben denen von Schwetzingen wohl sehen lassen konnten, das kleine Lustschlößchen Monbijou bei Hornbach folgten; schließlich, in den ersten Augusttagen wurde der Baukomplex der Zweibrücker Residenz, das große und das kleine Schloß samt der Orangerie bis auf die kahlen Außenmauern zerstört. Auch das Schlößchen der Herzogin bei Homburg, die Fasanerie, sowie das Palais Esebeck und das Haus Salaberts in der Stadt Homburg wurden ein Opfer der Zerstörungswut, für die es keine militärische Begründung gibt: die Symbole der Tyrannei sollten eben verschwinden.

Herzog Karl hat die Vernichtung seiner Residenz nicht mehr lange überlebt. Auch die Vertreibung aus seinem Lande, die schweren Leiden, die seinen Untertanen auferlegt waren, sein Aufenthalt im Exil sind ihm nicht zum Anstoß zur inneren Einkehr, zum Gesinnungswandel geworden. Als sei

nichts geschehen, führte er sein Leben im alten Stil weiter, ein Drohnen-dasein. Seine Gesichtszüge, wie sie uns die Porträts seiner letzten Lebensjahre zeigen, sind noch weicher und voller geworden; ein blasiertes Lebe-mannsgesicht blickt den Betrachter an, ohne Energie, ohne innere Zucht. Daß die Einkünfte aus dem von den Franzosen besetzten Land ausblieben, konnte ihn auch jetzt nicht zur Sparsamkeit bestimmen. Im Gegenteil, man hat den Eindruck, daß er jetzt vollends alles auf eine Karte gesetzt hat, jetzt kommt es auf weitere Schulden nicht mehr an, jetzt wirtschaftet er hemmungslos ins Blaue hinein. Sind nicht die Tage Kurfürst Karl Theodors gezählt, der sein 70. Lebensjahr überschritten hat? Steht nicht die große Erbschaft, die seit ein paar Jahrzehnten schon der Traum und die Hoffnung der Zweibrücker ist, greifbar vor der Tür, die Erwerbung von Bayern und Kurpfalz? Da wird die Bezahlung der Schulden eine Kleinigkeit sein! Der Gedanke an Bayern, das „gelobte Land“, wie die Höflinge es nennen, regt seine Phantasie an, reizt seine Baulust. „Wenn ich nach München komme...“, ist seine ständige Redensart. Der Englische Garten dort ist ihm nicht schön und groß genug; auf der Höhe von Dachau will er sich seinen bayrischen Karlsberg bauen, sein Kurfürstenschloß, viel größer, schöner, prächtiger als das Schloß bei Homburg. Aber es kommt alles ganz anders. Am Abend des Palmsonntags, am 29. März 1795, trifft ihn, als er bei seiner neuen Geliebten weilt, – es war die junge Josephine Sartori, die hübsche und geistvolle Tochter eines französischen Offiziers aus einem Zweibrücker Adelsgeschlecht –, ein Schlaganfall, der die linke Körperseite lähmt. Man bringt ihn in seine Gemächer; er stirbt am Nachmittag des 1. April, noch nicht 49 Jahre alt, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Kurfürst Karl Theodor, auf dessen Ableben er ständig gewartet hatte, der aber gerade zwei Monate vor dem Tod des Neffen durch seine zweite Ehe mit einer 17jährigen Erzherzogin eine Probe seiner Vitalität abgelegt hatte, sollte ihn noch um vier Jahre überleben. Als der Herzog in den letzten Zügen lag, schrieb ein Angehöriger des Mannheimer Hofes: „Niemand als seine Dienerschaft bedauert ihn, im Gegenteil!“ Kurz danach berichtete seufzend die neue Herzogin ohne Land, die Gemahlin seines Bruders Max, der Verstorbene habe seinem Nachfolger eine Schuldenlast von acht Millionen Gulden hinterlassen; wenige Wochen später hatte man schon die Summe von neun Millionen berechnet.

Die Leiche Herzog Karls wurde in der Karmeliterkirche in Heidelberg, wo auch sein Vater bestattet lag, beigesetzt. Heute ruhen die sterblichen Überreste des letzten Herzogs von Pfalz-Zweibrücken in einem prunklosen Zinnsarg in der Michaelshofkirche zu München, gegenüber dem Bayernkönig Ludwig II., seinem Urgroßneffen, mit dem Karl eine Reihe von auffallenden Wesenszügen gemeinsam hat. Es gibt doch wohl ein einseitiges Bild, wenn die Forschung, wie es bisher der Fall war, die Ursachen für die geistige Erkrankung dieses unglücklichen Herrschers allzu ausschließlich bei seinen mütterlichen Vorfahren sucht. –

# DIE WANDLUNGEN IN DER KULTURLANDSCHAFT DES LOTHRINGISCHEN KOHLENREVIERS SEIT ENDE DES KRIEGES

VON HANS RIED

Mit einer Produktion von rund 30 Millionen Tonnen Steinkohle steht das saarländisch-lothringische Kohlenrevier nach dem Ruhrgebiet und dem französisch-belgischen Revier an dritter Stelle der Montanunion. Wenn auch auf der saarländischen Seite immer noch der größere Teil dieser 30 Millionen Tonnen gefördert wird (1956 = 17,2 Millionen Tonnen), so ist die Zeit wohl nicht mehr fern, in der in Lothringen die gleiche Förderhöhe erreicht und vielleicht sogar noch übertroffen wird, denn seit Ende des 2. Weltkrieges hat sich dort die Förderung bereits verdoppelt und sie steigt noch weiter an. Dieser rasche Aufschwung ist die Folge großer finanzieller und technischer Anstrengungen Frankreichs, die darauf abzielen, den ständig wachsenden Bedarf des Landes zu decken. Der Ausbau des Reviers, welcher zugleich von einem starken Bevölkerungsanstieg und Wohnsiedlungsbau begleitet wird, hat in der Landschaft deutliche Spuren hinterlassen.

Im Gegensatz zu dem saarländischen Teil der Bergbauzone, wo schon seit dem 15. Jahrhundert nach Kohle geschürft wurde, ist der Bergbau jenseits der Grenze wenig mehr als 100 Jahre alt. Sein spätes Einsetzen erklärt sich wesentlich aus der geologischen Struktur im südwestlichen Teile des Kohlenbeckens. Dort ist das produktive Karbon — die Saarbrücker und Ottweiler Schichten — von dem nach SW immer mächtiger werdenden Deckgebirge der Trias überlagert, dessen Wasserreichtum dem Abteufen von Schächten große Schwierigkeiten bereitete.

Die ersten Versuche gehen bis in das Jahr 1816 zurück. Als nach dem zweiten Pariser Frieden die damals bekannten Gruben um Saarbrücken an Preußen gefallen waren, andererseits die erwachende französische Industrie — insbesondere die lothringischen Salinen — nach immer größeren Kohlenmengen verlangte, stellte man in der Gegend von Schönecken, wo man die Fortsetzung des Karbons vermutete, die ersten Untersuchungen an. Versuchsbohrungen erreichten dort auch tatsächlich die Kohlschichten in einer Tiefe von 46,6 m, aber erst im Jahre 1856 konnte aus dem St. Charles-Schacht, welcher auf der 1820 verliehenen Konzession von Schönecken errichtet worden war, die erste Tonne Kohle zutage gefördert werden. Diese Konzession war 1846 in den Besitz der von den Industriellen de Wendel, de Hausen und Hainguelot gegründeten „Société des Houillères de Stiring“ übergegangen. Daneben bestanden zehn weitere Gesellschaften mit Konzessionen in Forbach, Hochwald, l'Hopital, Carling, La Houve, Falck, Ham, Boucheporn, la Foret und Dahlem. Indessen war diesen kleinen Gesellschaften kein Erfolg beschieden, da sie nicht die Mittel hatten, die technischen Schwierigkeiten des Abbaus zu überwinden. Acht von ihnen schlossen sich daher im Jahre 1873 zur „Société des Mines de la Sarre et Moselle“ zusammen, einer französisch-belgischen Gesellschaft mit französischer Majorität. Die „Compagnie des Houillères de Stiring“, welche 1889 liquidiert wurde, ging 1894 mit der Forbacher Konzession unter dem Namen „Houillères de Petite-Roselle“ in die Hände der de Wendel-Gruppe über. Nur die Konzession von La Houve wahrte bis 1931 ihre Selbständigkeit. Dann wurde ihr Abbau von der Gesellschaft „Sarre et Moselle“ übernommen, welche 1900

in den Besitz deutscher Unternehmer gekommen war und 1919 unter französischer Sequesterverwaltung gestellt wurde. Nach dem ersten Weltkrieg konstituierten sich zwei neue Gesellschaften, die „Société des Charbonnages de Faulquemont“ und die „Compagnie des Mines de Saint-Avold“. Diese begannen 1929/30 in der Umgebung von Falkenberg und St. Avold mit den Vorarbeiten zum Abbau. Während erstere schon 1936 Kohlen förderte, konnte die Produktion auf der Grube Folschviller erst nach dem zweiten Weltkriege aufgenommen werden. Die Förderleistungen der einzelnen Gesellschaften bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges gehen aus folgender Tabelle hervor:

| Jahr | Petite-Roselle | Sarre et  |          | Faulquemont | Zus.      |
|------|----------------|-----------|----------|-------------|-----------|
|      |                | Moselle   | La Houve |             |           |
| 1873 | 229 755        | 79 202    | —        | —           | 308 957   |
| 1883 | 494 407        | 112 168   | —        | —           | 606 575   |
| 1897 | 937 700        | 134 476   | 1 974    | —           | 1 074 150 |
| 1900 | 957 000        | 133 202   | 55 516   | —           | 1 136 626 |
| 1902 | 1 021 715      | 162 507   | 125 596  | —           | 1 309 818 |
| 1905 | 1 218 943      | 415 215   | 189 521  | —           | 1 823 679 |
| 1910 | 1 541 686      | 854 711   | 289 982  | —           | 2 686 378 |
| 1913 | 2 210 000      | 1 218 000 | 367 975  | —           | 3 795 975 |
| 1919 | 1 286 000      | 915 000   | 310 000  | —           | 2 510 000 |
| 1922 | 2 062 322      | 1 609 183 | 559 852  | —           | 4 231 357 |
| 1924 | 2 474 650      | 2 080 086 | 715 397  | —           | 5 270 133 |
| 1929 | 2 266 360      | 2 958 747 | 867 782  | —           | 6 092 889 |
| 1931 | 2 246 857      | 3 144 078 | 307 880  | —           | 5 698 815 |
| 1932 | 2 073 355      | 3 193 818 | —        | —           | 5 267 173 |
| 1936 | 2 233 209      | 3 215 231 | —        | 55 739      | 5 448 440 |
| 1938 | 2 601 227      | 4 002 199 | —        | 139 896     | 6 739 210 |

Bei den „Houillères de Petite-Roselle“ verteilte sich die Förderung auf sechs Gruben, auf die St.-Charles-Schächte, deren erster 1856 schon abgeteuft war, die zwei 1863 bzw. 1873 fertiggestellten St.-Joseph-Schächte, die Gargan-Schächte (1888 und 1898 angelegt), und die Gruben Vuillemin und Wendel, beide mit je zwei Schächten, die zwischen 1870 und 1890 abgeteuft worden waren. Während sich diese Anlagen alle um den Ort Petite-Roselle gruppierten, lag die sechste Grube, die Simon-Schächte umfassend, weiter östlich zwischen Stieringen und Forbach. Ihre beiden ersten Schächte wurden erst 1907 bzw. 1914 fertiggestellt, da hier infolge des besonders hohen Wasserreichtums im Deckgebirge immer wieder Rückschläge eintraten.

Im Bereich der „Société de Sarre et Moselle“ war die Grube Merlebach mit den Schächten Hochwald (begonnen 1855), Vouters (begonnen 1875), Freyming (1905) und Reumaux (1923) die größte Anlage. Zwischen den beiden Weltkriegen wurde wenig westlich von ihr die Grube Cuvelette mit zwei Schächten errichtet, die 1934 die ersten Kohlen förderten. Weiter nach Westen lag die Grube Sainte-Fontaine, die auf den Feldern der ehemaligen, gegen Ende des Jahrhunderts wieder stillgelegten Gruben Carling und l'Hôpital errichtet worden war und aus deren beiden Schächten Sainte-Fontaine und Peyerimhoff 1918 die ersten Kohlen gefördert wurden. Die Grube la Houve schließlich, ganz im Westen gelegen, besaß fünf Schächte, deren Bau sich von 1895 bis 1938 hinzog.

Die beiden Bergbaugesellschaften in Faulquemont und St. Avold besaßen jeweils eine Grube, von deren nur die der ersteren vollendet wurde. Auf allen diesen Anlagen waren im Jahre 1938 22 892 Bergleute und 1881 Angestellte beschäftigt. 17 315 davon waren Franzosen.

## II.

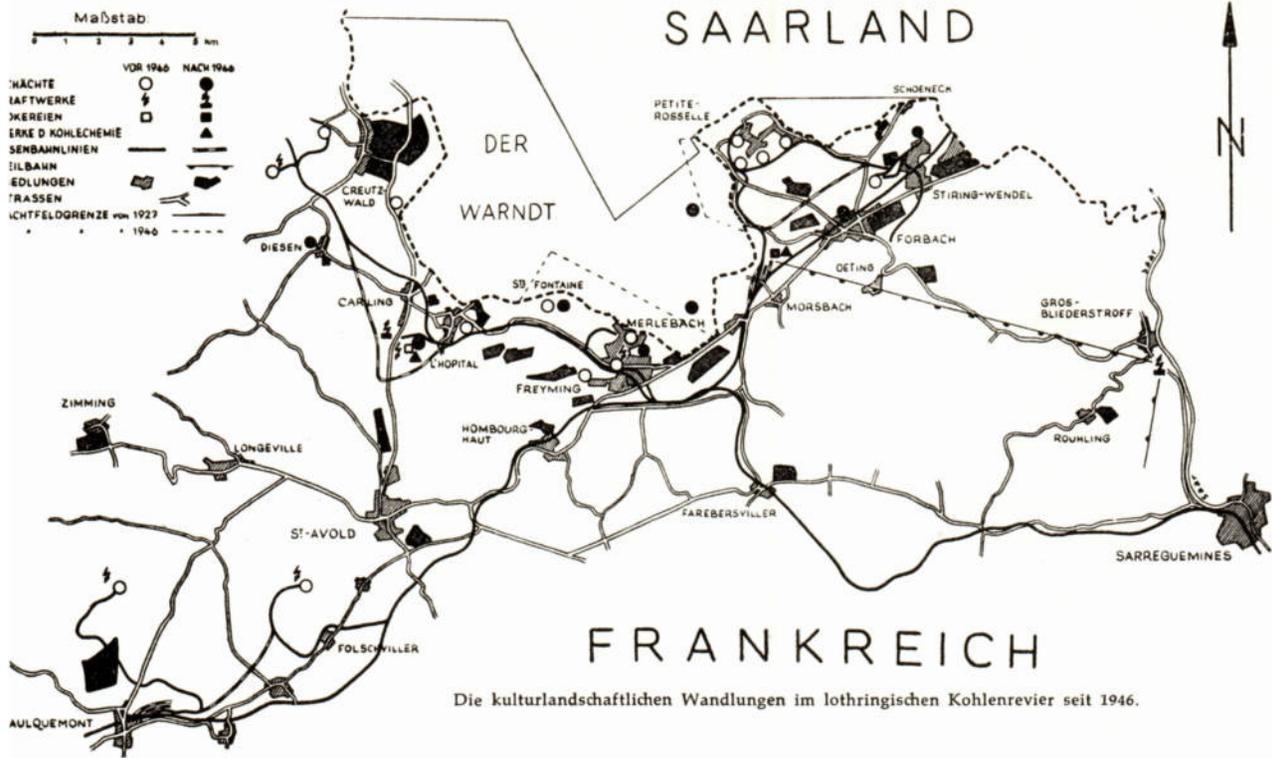
Die sich in den steigenden Förderzahlen ausdrückende günstige Entwicklung des Kohlenreviers erlitt durch den Krieg einen schweren Rückschlag. Die Gruben der Warndtrandzone, im Niemandsland zwischen deutschen und französischen Stellungen gelegen, mußten ihre Tätigkeit einstellen; nur Faulquemont arbeitete noch bis Mai 1940. Nach langen Ausbesserungsarbeiten, insbesondere nach dem Leerpumpen der überfluteten Schächte, konnte 1942 die Produktion wieder aufgenommen werden, bis das Revier Ende 1944 erneut zum Kampfgebiet wurde. Die Förderung stand still, die Gruben lagen unter Beschuß, die Kraftwerke wurden beschädigt, die Transportanlagen zerstört und die Schächte und Stollen wieder vom Wasser überflutet. Aber alsbald nach dem Kriege erwachte neues Leben auf den lothringischen Gruben, die am 1. Juli 1946 verstaatlicht und unter dem Namen „Houillères du Bassin de Lorraine“ (H. B. L.) zusammengefaßt wurden. Diese Zusammenfassung und die Verstaatlichung war eine unumgängliche Voraussetzung für die weitere Entwicklung, erlaubte sie nunmehr eine einheitliche Planung für das ganze Revier und den Einsatz großzügiger staatlicher Mittel (Monnetplan). Es wurden drei Gruppen geschaffen, die jeweils eine Reihe von Gruben umfaßten: Im Norden die Gruppe Petite-Roselle mit den Gruben Simon, Wendel I und II und Saint-Charles, am südlichen Warndtrand die Gruppe Sarre et Moselle mit den Anlagen in Merlebach, Cuvelette, Sainte-Fontaine und La Houve und die Gruppe Faulquemont-Folschviller mit zwei Schachtanlagen.

Das 1949 anlaufende Entwicklungsprogramm sah zunächst einmal die Abteufung von sieben neuen Schächten vor, die Modernisierung der Förderanlagen und des Untertagebetriebes und den Ausbau zahlreicher überirdischer Anlagen. Damit sollte die Tagesförderung im Jahre 1955 auf 50 200 Tonnen gesteigert werden.

Bei diesen Schächten handelt es sich um die Schächte Saint-Charles IV, Wendel III und Simon IV, die auf den Feldern der Gruppe Petite-Roselle liegen, und um die Schächte Merlebach Süd, Merlebach Nord, Sainte-Fontaine-Nord und Diesen, welche zu der Gruppe Sarre et Moselle gehören. Sie sind teils Förderschächte, wie etwa Wendel III, teils Wetter- und Fahr-schächte wie Merlebach Nord und teils Schächte, durch die das Material zum Spülversatz befördert wird. Zwei von ihnen, die Schächte St. Charles IV und Merlebach Nord, wurden jenseits der Grenze im saarländischen Warndt errichtet. Dort hatten die H. B. L. nach dem zweiten Weltkrieg von der damaligen saarländischen Regierung und der Regie des Mines de la Sarre große Pachtfelder erworben, die weit über die der Jahre 1924–1927 hinausgingen und mehr als die Hälfte des Warndts umfassen.

Neben dieser Neuanlage von Schächten wurde ein großer Teil der alten Schächte vertieft oder in ihrem Durchmesser ausgeweitet.

Der Abbau und die Förderung wurde in großem Maße modernisiert. So wurde der Handabbau von Schrämmaschinen abgelöst, die ein Arbeiten auf breiter Front und rasches Vordringen ermöglichten, so daß die Ausweitung der alten Konzessionen, insbesondere nach dem Warndt hin, unbe-



Die kulturlandschaftlichen Wandlungen im lothringischen Kohlenrevier seit 1946.

dingt erforderlich wurden, wenn sich der Aufwand an Material bezahlt machen sollte. Besondere Aufmerksamkeit schenkte man dem Transport der Kohle bis zur Oberfläche hin. Die alten kleinen Loren wurden durch Großraumloren mit einer Ladefähigkeit bis zu 13 cbm ersetzt oder von unterirdischen Transportbändern abgelöst. So laufen z. B. auf der Grube Merlebach auf den einzelnen Strecken eine Reihe von Transportbändern zu einem breiten zentralen Band, das zu dem Förderschacht führt. Es besitzt eine Tagesleistung von 15 000 t Kohle, die untertage zunächst in Silos gelagert wird; von dort wird sie automatisch in die „Skips“ des Förderschachtes geladen, die sie an die Oberfläche bringen. Bei den „Skips“ handelt es sich um hohe rechteckige Kästen mit einer Ladefähigkeit von 12 t. Sie heben die Kohlen mit einer Geschwindigkeit von 16 m pro Sekunde zutage und entladen sich selbständig an der Oberfläche auf neue Bänder oder in Wagen, welche die Kohlen zu den Sieben und Wäschereien befördern. Ein besonderes Problem war die Elektrifizierung des Untertagebetriebes. Einerseits genügten die alten Preßluftlokomotiven den neuen Anforderungen nicht mehr, andererseits erhöhte sich mit der Elektrifizierung die Entzündungsgefahr der Grubengase. Aus diesem Grunde schreitet unter Aufwand aller Sicherheitsmaßnahmen die Elektrifizierung nur langsam voran. Die hohe Förderleistung der „Skips“ verlangte zunächst eine Konzentration der Förderung auf einen Förderschacht wie es Freyming z. B. für die ganze Grube Merlebach ist. Eine weitere Neuerung war der Übergang vom Holzverbau zum Eisenverbau. Doch wird immer noch viel Holz verbraucht, das durch ein Röhrensystem vor Ort befördert wird.

In den Übertagebetrieben wurden die alten Dampfmaschinen zum großen Teil durch Elektrofördermaschinen ersetzt. Die Ausweitung des Untertagebetriebes verlangte dann auch eine Verstärkung der Ventilationsanlagen. Überall wurden neue Kompressoren eingebaut, die eine ausreichende Bewetterung auch der weitesten Strecke gewährleisten. Die Wäschereien und Siebanlagen wurden erweitert und nach Möglichkeit mechanisiert; u. a.

wurde auf den Gruben La Houve und Simon Schwerflüssigkeitswäschen erbaut.

Die erhöhten Förderleistungen verlangten weiterhin eine Vergrößerung der Lagerfläche für Kohle und für Holz und die Erweiterung der Verkehrsanlagen. So wurden in der Nähe der Gruben zahlreiche neue Gleise gelegt und neue Verbindungen zwischen den einzelnen Gruben und zu den Nebenbetrieben hergestellt, vor allem aber zu dem zentralen Verschiebebahnhof bei Morsbach. Er ist selbst in seiner heutigen Ausdehnung erst in der Nachkriegszeit entstanden. Eine Eigenart des Reviers sind auch die riesigen Sandgruben, die sich dicht am Warndtrand hinziehen. Sie sind seit Kriegsende bedeutend erweitert worden. Der dort gewonnene Sand (Buntsandstein) wird zu großen Silos geführt, dort mit Wasser gemischt, so daß ein Sandschlamm entsteht, der dann durch eigens eingerichtete und nur diesem Zwecke dienende Schächte in die ausgeräumten Kohlenstrecken eingeschlämmt wird. Ebenso wird ein Teil des tauben Gesteins durch diesen Spülversatz wieder in die Tiefe zurückgebracht. Aus diesem Grunde fehlen die im saarländischen Revier so charakteristischen Bergehalden weitgehend. Der Tagesverbrauch an Sand beläuft sich auf 15 000 bis 18 000 Tonnen für das ganze Revier, so daß sich wohl schon nach wenigen Jahren für die Sandbeschaffung Schwierigkeiten ergeben werden.

Das Ansteigen der Belegschaftszahlen und die zentrale Verwaltung des gesamten Reviers erforderten ebenfalls neue Anlagen. Es mußten größere Lampenhallen und Badeeinrichtungen erbaut werden, ebenso erwiesen sich neue Bürogebäude, größere Werkstätten und Kantinen als notwendig.

Über den Ausbau der Gruben hinaus wurde als zweites Hauptziel die Gewinnung von Nebenprodukten und die größtmögliche Ausnutzung der geförderten Kohle vorangetrieben. In der Nähe der lothringischen Eisenhütten gelegen, stellte sich als erstes die Forderung nach der Verkokung der Kohle und daraus resultierend, nach der Verwendung des hohen Prozentsatzes (30–40 Prozent) an flüchtigen Bestandteilen. Ein weiterer Programmpunkt war die Verwandlung der nicht verkaufbaren, stark aschenhaltigen Kohle in elektrische Energie. Die H. B. L. schufen daher eine besondere Abteilung, die sich mit der Entwicklung der Kohlenindustrie befassen sollte. Ihr zentraler Sitz befindet sich in den neu erstellten Verwaltungsgebäuden in St. Avold. Die dazu gehörigen Industrieanlagen dagegen wurden im Bereich der Gruppe Sarre et Moselle bei Carling und im Bereich der Gruppe Petite-Roselle bei Marienau und bei Großblittersdorf errichtet.

Das augenfälligste Ergebnis der Bemühungen und die Entwicklung der Kohlenindustrie sind die beiden großen Kraftwerke von Carling und Großblittersdorf. Zwar besaßen die lothringischen Gruben schon 1939 eine Reihe von Kraftwerken, so in Merlebach (50 000 KW), in Sainte-Fontaine (13 000 KW), auf Grube Simon (40 000 KW), in Faulquemont (20 000 KW), in Folschviller (6000 KW), in Carling (50 000 KW) und in Creutzwald (38 000 KW), die alle Kohlschlamm oder pulverisierte Kohlen verfeuerten, doch waren sie mit Ausnahme der 1935 erbauten Zentrale Paul Weiß in Carling veraltet. Daher erwies sich der Bau neuer Anlagen als unbedingt notwendig, zumal die erzeugte Energie nicht mehr ausreichte und man über den Bedarf der Gruben hinaus auch das französische Netz versorgen wollte.

Mit dem Neubauprogramm wurde eine Energiesteigerung um 600 000 Kilowatt angestrebt, wobei das Kraftwerk Emile Huchet in Carling 400 000 Kilowatt und das Werk Großblittersdorf 200 000 Kilowatt erzeugen sollte.

1955 waren in den beiden Anlagen je 200 000 Kilowatt installiert. Die gesamte Erzeugung des Jahres wurde auf 1,6–2 Milliarden Kilowatt berechnet. Davon ist nur etwa die Hälfte für das Kohlenrevier selbst bestimmt, der Rest wird dem französischen Netz zugeführt.

Das 1948 begonnene Kraftwerk Emile Huchet steht im Staatswald St. Avold am südlichen Ortseingang von Carling etwa in der geometrischen Mitte der Gruben von Merlebach=Cuvelette, Sainte-Fontaine, La Houve, Faulquemont und Folschviller, die es durch Pipelines oder durch Werksbahnen mit Ballastkohle zu versorgen haben. Seine Kennzeichen sind die beiden 80 m hohen hyperbolischen Betontürme, in denen das Kesselwasser gekühlt wird.

Das zweite Werk wurde in Großblittersdorf, unmittelbar an der Saar, errichtet, wo das Wasser des Flusses zur Kühlung herangezogen wird. Die Zufuhr der Ballastkohle erfolgt von Marienau her durch eine 12,8 km lange Seilbahn, die mit ihren 550 Loren eine Stundenleistung von 250 Tonnen besitzt. Sie ist zugleich auch für den Transport von Kohle vorgesehen, die an dem langen Kai in unmittelbarer Nähe dieses Kraftwerkes in die Saarkähne verladen werden kann. Für den Bauabschnitt 1955/59 ist der Ausbau des Kraftwerkes Emile Huchet auf 400 000 KW und eine Erweiterung und Modernisierung der Zentrale Paul Weiss geplant.

Auch die Versuche zur Gewinnung eines brauchbaren Hüttenkokes werden mit aller Kraft vorangetrieben. Ihnen stellten sich die Schwierigkeiten, entgegen, die auf der Natur der anstehenden Kohle beruhen. Nach den klassischen Verkokungsmethoden gewinnt man aus ihr nur einen brüchigen Koks, der in den Eisenhütten nicht zu verwenden ist. Aus diesem Grunde versuchte man, wie schon vor dem Kriege an der Saar, in Zusammenarbeit mit den lothringischen Hüttenwerken neue Methoden zur Herstellung eines brauchbaren Hüttenkokes zu finden, was nach vierjährigen kostspieligen Experimenten auch zu einem Erfolg führte.

Der Koks wird heute in den Anlagen von Carling und Marienau gewonnen. In der ersten, schon 1905 erbauten und vor dem Kriege erweiterten Kokerei erzeugte die damalige private Gesellschaft Sarre et Moselle im Jahre 1939 täglich 600 t Koks für Hausbrandzwecke. Seitdem wird durch ein neues Verfahren, das hier im einzelnen nicht erörtert werden kann, Hüttenkoks erzeugt. Die Anlagen wurden um mehr als das Doppelte erweitert, so daß im Jahre 1956 2 700 t täglich ausgestoßen werden konnten. Es wird überwiegend den Eisenhütten an der Mosel zugeführt. Die Kokerei befindet sich unweit des Kraftwerkes Emile Huchet auf dem großen neuen Industriegelände südlich von Carling.

Zur gleichen Zeit, in der die Kokerei von Carling erweitert wurde, errichteten die H. B. L. eine völlig neue Kokerei in Forbach=Marienau. Nach der Vollendung des ersten Bauabschnittes 1955 betrug ihre Tagesleistung 1500 t und nach der Vollendung des zweiten Bauabschnittes Ende 1957 2 800 t am Tage.

Die gesamte Produktion an Koks steigerte sich von 0,4 Mill. t im Jahre 1951 auf 2,7 Mill. t im Jahre 1957. Damit wuchs der Anteil der H. B. L. an der gesamten lothringischen Kokserzeugung von 11 auf 40 Prozent.

Der durch die erhöhte Koksproduktion vergrößerte Anfall von Nebenprodukten von Gas, Teer, Ammoniakwasser und Benzol erforderte den Bau von Anlagen, die diese chemischen Rohstoffe verwerten oder wenigstens aufbereiten sollten. Die Gaserzeugung betrug im Jahre 1955 600 000 000

Kubikmeter, die trotz eines erhöhten Bedarfs innerhalb der Bergbauregion nicht dort allein verbraucht werden konnten. Aus diesem Grunde schloß sich die H. B. L. mit der Saarferngas A. G. und den anderen Gaserzeugern Lothringens zusammen, welche sich verpflichteten, jährlich 380 Mill. cbm Gas in das Industriegebiet von Paris zu schicken. 145 Mill. cbm kommen aus den Kokereien der H. B. L. Die ersten Lieferungen begannen im Jahre 1954 und erfolgten über eine Pipeline.

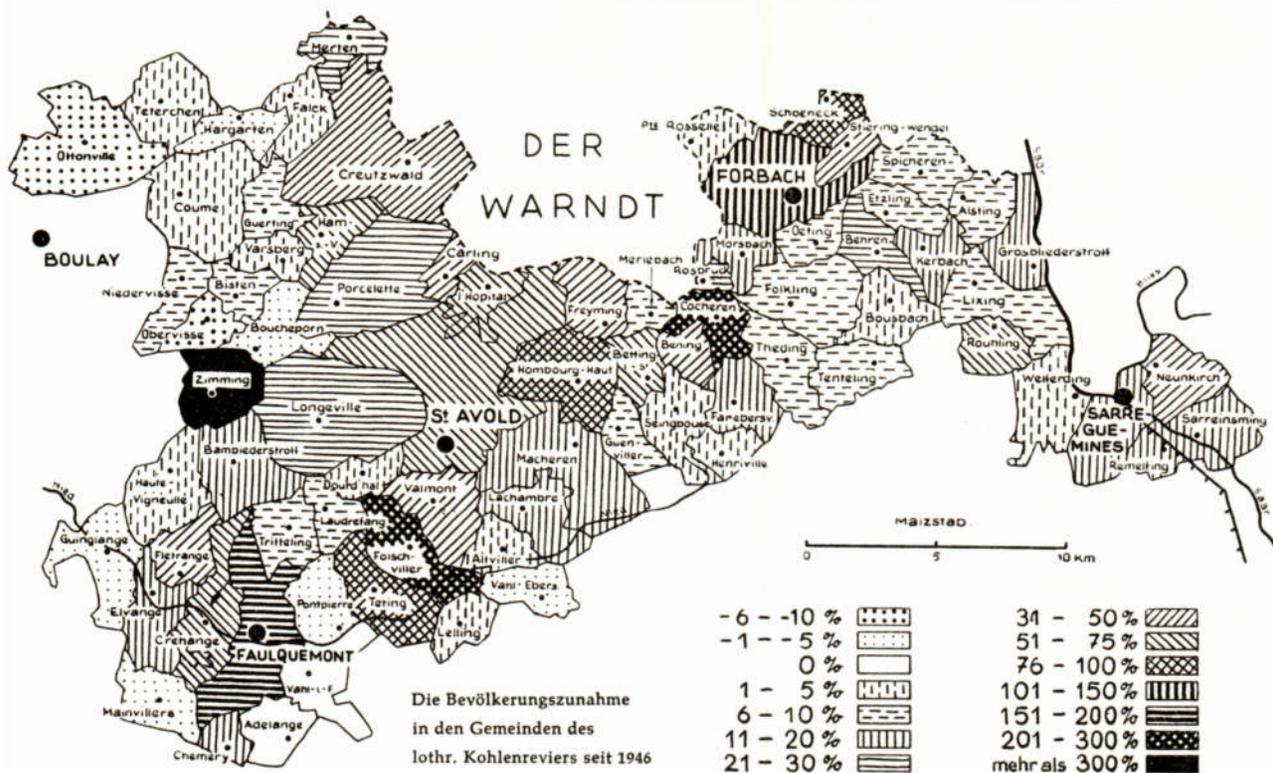
Der Teer und das Ammoniakwasser der Kokerei Carling werden vorerst nicht weiter verarbeitet. Doch ist in Marienau eine Teerdestillation mit einer Jahresleistung von 90 000 t im Bau. Für das Benzol ist in Carling seit 1956 eine Raffinerie in Tätigkeit.

Während die chemischen Anlagen in Carling nichts anderes sind als eine bedeutende Erweiterung der von der Société de Sarre et Moselle schon vor dem Kriege errichteten Anlagen, sind die Werke in Marienau völlig neu nach dem Kriege entstanden. Wo 1939 sich noch Ackerland erstreckte, dehnen sich heute eine Kokerei mit vier Batterien und 84 Öfen, die bis 1957 auf 158 Öfen erweitert werden soll, eine Schwelkoksanlage, die Flammkohle in Schwelkoks verwandelt und eine Anlage zur Teerdestillation. Zum Teil sind es erst Versuchsstationen. Die Teerdestillationsanlage soll nach ihrer Fertigstellung eine Leistung von 130 000 t im Jahre haben und mit weiteren Einrichtungen versehen sein, die die Gewinnung von Phenol und Naphtalin erlauben. Die Erzeugung dieser Ausgangsstoffe zog bereits weitere chemische Industrien an, so die Société Ugilor, die dort eine Filiale errichtet hat, in der seit 1956 Ausgangsstoffe für Plastikwaren und synthetische Fasern hergestellt werden.

In allen diesen Anlagen, in den Gruben, Kraftwerken, Kokereien und chemischen Werken, die von Petite-Roselle bis nach La Houve den Warndtwald mit einem ununterbrochenen Band von Industrieanlagen umgeben und im Raume südlich St. Avold ihre Vorposten besitzen, entwickelte sich die Produktion wie folgt:

| Erzeugung            | 1929      | 1938      | 1954       | 1955       |
|----------------------|-----------|-----------|------------|------------|
| Kohle                | 6 092 889 | 6 739 210 | 12 995 755 | 13 157 420 |
| Koks                 | 148 661   | 233 400   | 628 930    | 911 651    |
| Schwelkoks u. Halbk. |           |           | 14 057     | 45 470     |
| Preßkohlen           | 176 717   |           | 101 178    | 112 676    |
| Elektrizität         |           |           |            |            |
| in Mill. KWh         | 339 538   | 462 900   | 1 680 754  | 2 328 216  |
| Gas in 1000 cbm      | 62 603    | 103 585   | 310 000    | 464 000    |
| Teer in t            | 6 892     | 10 643    | 30 080     | 43 003     |
| Ammoniumsulfat       | 1 648     | 2 171     | 4 504      | 5 304      |
| Benzol               |           |           | 8 792      | 10 600     |
| Toluen               |           | 253       | 138        | 326        |
| Ammoniakgas          |           |           | 9 037      | 42 204     |
| Salpeter             |           |           | 10 383     | 67 208     |
| Ammoniumnitrat       |           |           | 11 836     | 79 052     |
| Kalknitrat           |           |           |            | 1 537      |
| Chemische Dünger     |           |           |            | 4 291      |

Die Zahl der Arbeiter und Angestellten auf den Gruben und Nebenbetrieben betrug 1955 43 404. Die Kopfleistung unter Tage stieg in einem Maße an, daß der lothringische Bergmann heute an der Spitze aller euro-



päischen Bergarbeiter steht. Die Untertageleistung betrug vor dem Kriege (1938) 2098 kg, sank dann 1946 auf 1276 kg und lag 1955 bei 2214 kg. Im Vergleich dazu erzeugt der Untertagearbeiter in Holland 1567 kg, im Ruhrgebiet 1500 kg.

Diese Belegschaftszahl liegt um fast 20 000 höher als im Jahre 1938. Tatsächlich hat seit 1946 ein bedeutender Bevölkerungszustrom eingesetzt. Zwar stieg die Bevölkerung schon vor dem Kriege von 106 343 im Jahre 1921 auf 134 510 im Jahre 1936 an, aber nach dem Kriege wuchs sie von 126 937 (1946: die Bevölkerung war noch teilweise evakuiert) auf 176 443 im Jahre 1954. Das ist eine Zunahme von 39 Prozent. Gewisse Gemeinden in der Nähe der Industrie hatten einen besonders hohen Bevölkerungszuwachs. Er ist im allgemeinen weniger groß in den Gemeinden, die schon früher Industrieorte waren, erreicht aber in manchen, vor kurzem noch ländlichen Gemeinden einen Stand von mehreren hundert Prozent gegenüber der Vorkriegszeit. Hier einige Beispiele für eine starke Bevölkerungszunahme:

| Gemeinde       | 1921  | 1936   | 1946   | 1954   |
|----------------|-------|--------|--------|--------|
| Carling        | 1 267 | 1 491  | 1 512  | 2 020  |
| Cocheren       | 834   | 996    | 951    | 3 244  |
| Faulquemont    | 846   | 1 165  | 1 191  | 3 152  |
| St. Avold      | 4 181 | 8 893  | 7 054  | 11 244 |
| Stiring-Wendel | 6 451 | 11 046 | 10 734 | 15 026 |

Demgegenüber nimmt die ländliche Bevölkerung Lothringens schon seit längerer Zeit ab. Wenn diese Erscheinungen auch weniger stark im Bereich des lothringischen Kohlengebietes ist, so erklärt sich das aus einem weit gespannten Autobusnetz, das die Arbeiter aus einem Hinterland, welches bis nach Bouley, Morhange, Sarrealbe und Bitche reicht, zur täglichen Schicht herbeiholt. Dennoch gibt es in der Randzone des Kohlenbeckens eine Reihe von Gemeinden, die einen deutlichen Bevölkerungsverlust aufweisen (siehe Karte).

Deutlichster Ausdruck des Rückgangs der ländlichen Bevölkerung und ihres Übergangs zu industrieller Tätigkeit ist die Vergrasung des Ackerlandes, seine Verkoppelung und die Entwicklung der Sozialbrache, die in manchen Gemeinden des Kohlenreviers, aber auch in industriiefernen Gegenden Lothringens schon ein Ausmaß von 10 bis 20 Prozent erreicht.

Der größte Teil der Bergleute setzt sich aus Lothringern zusammen (etwa 25 000), doch ist auch in den Gruben eine starke Gruppe von Ausländern beschäftigt. An erster Stelle stehen die Saarländer mit 4500 Bergleuten, dann folgen Bergleute aus dem übrigen Bundesgebiet mit 1900, Polen 1700, Italiener 1000, Jugoslaven 500 und einige Hundert aus anderen Ländern. Daneben sind über 3000 Arbeiter aus Nordafrika in den Gruben beschäftigt. Mehrere Hundert der französischen Bergarbeiter stammen aus dem Gebiet des Centre-Midi, wo eine Reihe von Gruben stillgelegt worden sind. Mit dem Zustrom der Bevölkerung stellt sich als vordringlichstes Problem die Unterbringung. Es genügte nicht allein, die im Kriege zerstörten Wohngebäude wieder aufzubauen, sondern man mußte im großen Umfange neue Wohnungen erstellen. In Zusammenarbeit von Staat, Gemeinden und Verwaltung der H. B. L. wurde ein großes Bauprogramm entworfen. In näherer und weiterer Entfernung um die Industrieanlagen erbaute man große Wohnsiedlungen, wobei man den neuesten Planungsgesichtspunkten sorgfältige Beachtung schenkte. Allerdings entstanden kurz nach dem Kriege noch als Notlösung Barackenstädte und Notwohnungen, wie sie heute noch etwa in Stiring-Wendel oder Creutzwald zu finden sind. Doch überwiegen schon die großen und modern eingerichteten Wohnsiedlungen. Es sind häufig drei- bis fünfstöckige hohe Wohnblocks, dann aber auch kleinere Einheiten und Einfamilienhäuser. Sie stehen abseits der alten Wohnsiedlungen, zumeist auf den Höhen des Kalkplateaus und werden nur überragt von den zugehörigen Wassertürmen, die sie von weitem anzeigen.

Beispiele solcher Wohnsiedlungen mögen die Anlagen von Öting, Rouhling, Farebersviller und Venhek bei St. Avold sein. Als Typus der Parkstadt sei die Siedlung südlich der Grube Faulquemont erwähnt, wo die Häuser auf kleine Waldlichtungen erstellt wurden. Sie wurden entsprechend den bei der Grube auftretenden sozialen Unterschieden in drei Viertel geteilt, in das Viertel der Arbeiter, das der Angestellten und das der Ingenieure, die so weit auseinanderliegen, daß sie eigene Verwaltungseinheiten bilden. Entsprechend sind die Häuser mit einem mehr oder weniger großen Komfort eingerichtet, doch trägt auch die einfachste Wohnung den modernen hygienischen Anforderungen Rechnung. Neue Schulen, Krankenhäuser und neue Geschäftsviertel vervollständigen dieses Bild.

Bis zum Jahre 1955 wurden allein von den H. B. L. 1433 Wohnungen fertiggestellt und 837 sind im Bau. Bis zum Jahre 1960 soll dieser Rhythmus zum wenigsten beibehalten werden, denn der Bedarf ist bei weitem noch nicht gedeckt. Noch immer wohnen zahlreiche Bergarbeiter in Notwohnungen oder in Kasernen, die von den Militärbehörden beansprucht werden. Die H. B. L. setzen sich umso mehr für eine ausreichende Unterbringung ihrer Beschäftigten ein, als sie hoffen, mit dem Seßhaftwerden und Verwurzeln der Arbeiter jene Verluste zu vermeiden, die aus einer ständigen Fluktuation des Personals entstehen. Aus dem gleichen Grunde fördern sie durch Anleihen und Zuwendungen den Erwerb eigener Häuser.

So zeigt die Gegenwart das lothringische Revier in voller Entwicklung. In weniger als einem Jahrzehnt ist es in Ausrüstung und Leistung an die Spitze der europäischen Bergbaugebiete gerückt. In klarer Erkenntnis der Rolle der Kohle als Energielieferant und als chemischer Rohstoff wurden Anlagen zur Kokserzeugung errichtet, die schon heute einen großen Teil

des Bedarfes der lothringischen Hütten decken und so die Einfuhr von Ruhrkohle vermindern helfen; es wurden Kraftwerke erbaut, welche zu den größten Frankreichs zählen und die Weiterverarbeitung und Veredelung der Kohle begonnen. Daneben wurden den Arbeitern in zahlreichen neuen Siedlungen Wohnmöglichkeiten geschaffen.

Und doch ist alles erst ein Anfang. Die fünfzehn Milliarden Tonnen Kohlen, welche in der lothringischen Erde lagern, lassen noch große Möglichkeiten erahnen; die reichlich bereitstehende Energie und die Eignung der Kohle als chemischer Rohstoff werden noch weitere Industrien an sich ziehen.

Die Verwaltung der H. B. L. sieht eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin, dem Bergbau eine weiterverarbeitende Industrie anzugliedern. Das wird umso leichter sein, als in dem großen lothringischen Raum mit der Eisenindustrie an der Mosel, den Salinen an Saar und Seille und nicht zuletzt dem reichen landwirtschaftlichen Hinterland gute Voraussetzungen gegeben sind.

#### Literaturauswahl

1. Houillères du Bassin de Lorraine. Note descriptive. Merlebach 1948
2. Houillères du Bassin de Lorraine. Rapport de Gestion (Extraits) 1954 und 1955. Merlebach 1955 und 1956
3. Les Houillères du Bassin de Lorraine. Merlebach o. J.
4. 1856 – 1956. Un siècle d'exploitation houillère à Petite-Roselle. Edité par le service des relations extérieures des H. B. L. Paris 1956
5. 1855 – 1955. Le siècle de Merlebach à 100 ans. Edité par le service des relations extérieures des H. B. L. Imprimerie Lahure, Paris 1955
6. Cent ans de Charbon Lorrain. Sarre et Moselle. Edition H. B. L.
7. Les Industries de la Houille. Edition H. B. L.
8. Cottinet, M. La région de l'est et son Industrie lourde. Rev. gen. des chemins de fer. 70e an. 1951
9. Drogat, N. L'aménagement de la région Lorraine. Problèmes économiques. No. 409, nov. 1955
10. Grange, N. Le bassin houiller. In: La Revue géographique et industrielle de France. La Moselle. 51 année, nouv. ser. No. 3
11. Haby, R. Le problème du Warndt. Annales de l'Est. 5e serie, 7 ann. 1956 No. 3
12. Noiret, Claude. Trois expériences d'aménagement du territoire. Problèmes économiques. No. 338. Juin 1954
13. Vaulx, Charles de. L'équipement du bassin lorrain: mise en oeuvre du plan de modernisation. Droit social 15e an. 1952
14. Ausbau und Modernisierung der französischen Montanindustrie. Mitteilung des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung. Essen, 1951
15. Bulletin trimestriel d'Information statistique. I. N. S. E. E. Nancy 1951
16. Les industries lorraines de la houille. La revue administrative. 1953
17. L'équipement et la mise en valeur du bassin houiller de Lorrain. La documentation française. No. 1879 v. 26. 5. 1954

Eine erschöpfende Übersicht über das erschienene Schrifttum vermitteln die Literaturberichte der Annales de L'Est Nancy 1949 ff., auf die besonders verwiesen wird.

## MÜNZE UND MUSEUM

### Gedanken zum Aufbau einer Münzsammlung am Saarländermuseum Saarbrücken

VON ERHARD DEHNKE

Abb. 38 u. 39 Ein regionales Museum, das seiner Natur nach die Aufgabe hat, die gegenständlichen Zeugen der Vergangenheit einer Landschaft zu sammeln, zu bewahren und der Öffentlichkeit in geeignetem Rahmen zugänglich zu machen, wird sich in der Auswahl des Museumsgutes immer in den gegebenen Grenzen bewegen müssen. Nicht die Quantität der Dinge, sondern ihre durch weise Beschränkung auf das Wesentliche gewonnene Qualität wird dann der Sammlung

jene Aussagekraft und Atmosphäre geben, die viele unserer modernen Museen in hervorragendem Maße auszeichnen. Diese Entwicklung liegt in der Wiederherstellung und Wiedereröffnung zahlreicher, durch die voraufgegangenen Kriegsergebnisse ganz oder teilweise zerstörter Museen begründet, die so durch eine kluge Auswahl und oft radikale Verminderung ihres Ausstellungsgutes der neuen Auffassung über die Stellung der Museen im kulturellen Leben entsprechen und ein Gesicht gewannen, das sie zu echten Kulturstätten werden ließ.

Wenn zuvor vom Wesentlichen von der Qualität einer Sammlung die Rede war, so wird sich in diesem Punkt die Auffassung des Fachmannes von der des Laien gewiß stark unterscheiden. Was der Leiter einer Sammlung in seine Bestände aufzunehmen wünscht, erscheint dem Laien aus seiner Sicht heraus manchmal völlig unwichtig, und was er in seinem Museum anzutreffen hofft, wird die Museumsleitung vielleicht inzwischen als zweitrangig oder überflüssig ausgeschieden haben, so daß es nach der Wiedereröffnung nicht mehr zu sehen sein wird. Wir wollen heute keine Museen im alten Sinne mehr, die alles Erreichbare ausstellten und in denen dergestalt die klare und eindeutige Rückschau in bestimmte Epochen unserer Vergangenheit völlig verdunkelt und unmöglich wurde. Wer heute — um nur ein Beispiel aus der Fülle des bereits wieder Erstandenen herauszustellen — das Rheinische Landesmuseum in Trier besucht, spürt stark und unmittelbar, was es mit der geforderten Beschränkung auf das Wesentliche auf sich hat.

Unsere beiden Museen am Ludwigsplatz und am St. Johanner Markt haben im Verlauf der Kriegsergebnisse das Schicksal so vieler anderer europäischer Museen geteilt. Ihr Wiederaufbau, die Neuordnung ihrer Sammlungen und die Eingliederung der zahlreichen Zugänge durch Funde oder Neuerwerbung stehen in der letzten Phase. In absehbarer Zeit wird unsere Landschaft in ihnen wieder den Mittelpunkt musealer Tradition an der Saar gefunden haben.

Im Rahmen des Wiederaufbaues des Saarlandmuseums am alten Markt in St. Johann plant der leitende Direktor, Herr Bornschein, auch die Schaffung einer numismatischen Abteilung, die das Museum bisher nicht aufzuweisen hatte. Lediglich das Museum für Vor- und Frühgeschichte am Ludwigsplatz besaß eine bescheidene Münzsammlung aus Fundbeständen unseres Raumes. Der Entschluß, dem Saarlandmuseum in Saarbrücken nun auch eine Münzabteilung anzugliedern, ist um so mehr zu begrüßen, als wohl kein anderer Gegenstand der Forschung derart reiche Aufschlüsse in vielerlei Hinsicht zu geben vermag. Zum ersten ist die Münze als Dokument ihrer Epoche von hohem kunstgeschichtlichem Wert, das „eindringlicher als manches Großkunstwerk“ Zeugnis vom Kunstsinne seiner Zeit abzulegen vermag, und zum zweiten spiegeln sich kulturhistorische Gegebenheiten in ihr ebenso wider, wie sie gültige Aussagen über wirtschaftspolitische Verhältnisse der Zeit vermittelt, der sie als Geld diente. Dies alles ist Grund genug, dem einmal gefaßten Entschluß unbedingt zuzustimmen und ihn in seiner praktischen Durchführung zu unterstützen.

Gilt die Forderung der Beschränkung auf das Wesentliche einer musealen Sammlung ihrer Gesamtheit, so schließt sie die vorsichtige Auswahl in den einzelnen Abteilungen nach den für das Gesamtbild geltenden Richtlinien selbstverständlich mit ein. Da nun die kleine, handliche Münze als Sammelobjekt leicht dazu verleitet, schon rein mengenmäßig Gegenstand ungelenkten Sammeleifers zu werden, so besteht die Gefahr, daß eine Sammlung allzu leicht zu einem Sammelurium zu einem „Münzcabinett“ im Sinne der im 18. Jahrhundert so beliebten „Curiositätencabinette“ wird. Dieser Gefahr ist indessen leicht zu begegnen, denn die Gesichtspunkte, unter denen der Auf- und Ausbau der Münzsammlung des Saarlandmuseums zur Zeit erfolgt, schließen sie von vornherein aus.

Was wollen wir nun? Wir haben uns das Ziel gesetzt, eine kleine Sammlung von landschaftlicher Gebundenheit und Eigenart zusammenzutragen, eine Sammlung, die dem zukünftigen Betrachter einen möglichst lückenlosen Überblick über die Geldsorten bieten wird, die von der karolingischen Zeit an bis hinauf in die

jüngste Gegenwart in unserem Raume Gültigkeit hatten und kursierten. Diese Sammlung wird das numismatische Ausstellungsgut des Staatlichen Konservatoriums, das die keltischen und römischen Münzen umfaßt, sinnvoll ergänzen und zeitlich fortsetzen.

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, in den einzelnen, oft überaus vielfältigen Münzsorten möglichst vollständige Reihen durch Ankauf entsprechender Stücke zu schaffen. Frei von diesem falschen Ehrgeiz denken wir vielmehr daran, von jeder Sorte einige besonders typische Exemplare von bekannten Münzhändlern, aus Privathand oder auch aus Funden zu erwerben. Diese Belegstücke eines Typs sollen dann für viele gleiche oder ähnliche Münzen stehen — das heißt mit anderen Worten: es wird uns nicht darauf ankommen, alle mittelalterlichen Pfennige oder Denare in unserer Sammlung zu vereinen, sondern wir wollen diejenigen Gepräge, die bei uns zumeist umliefen, als die charakteristischen Kleinsilbermünzen unseres Raumes im Mittelalter zeigen. Dabei werden territoriale Eigentümlichkeiten zu berücksichtigen sein. Um bei dem einmal gewählten Beispiel zu bleiben: Denare der Münzstände, die ehemals Anteil am jetzigen saarländischen Territorium hatten oder die ihm räumlich nahe lagen, werden vertreten sein müssen, also etwa Trier, Lothringen, Metz, das Rheinland und Straßburg. Weit abgelegene Gebiete können bei diesem Auswahlschema unberücksichtigt bleiben, während sich die Auswahl nicht ganz so einfach gestalten wird, wenn die Prägungen der beginnenden Neuzeit zusammenzustellen sind. Eine bunte Vielzahl von Münzen ergoß sich besonders im 16. und 17. Jahrhundert durch den gesteigerten Handelsverkehr und durch die kriegerischen Ereignisse des 17. und 18. Jahrhunderts über unseren Raum — hinzu kommt noch die politische Zerrissenheit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, aus der Hunderte von geistlichen und weltlichen Münzständen Gewinn schlugen. Die in jener Zeit zahlreich erschienenen Münzedikte der Landesherren und die Münzschatzfunde unseres Raumes weisen diese Tatsachen zur Genüge aus. Jeweils ein Musterbeispiel jeder Sorte aus dieser verwirrenden Vielfalt wird zumindest zu belegen und zu zeigen sein. Der historisch interessierte Betrachter soll also als Beleg für das Mittelalter den Denar oder Pfennig, die Turnose, den Hohlpfennig und den Goldgulden, denen er beim Lesen alter Urkunden immer wieder begegnen wird, in typischen Stücken zu sehen bekommen. Für die anschließende Zeit soll er nicht möglichst alle Taler, nicht alle Gulden, Batzen, Albus, Kreuzer, Heller usw. in unübersehbaren Mengen vorgeführt bekommen, sondern jeweils gute Einzelstücke, die stellvertretend für alle anderen gelten können. Die eindrucksvollsten und charakteristischsten Exemplare sollen so zu einer klaren Begriffsbildung verhelfen.

Was und wie wir zu sammeln haben, darüber geben uns die erwähnten Münzedikte und Funde aus heimischem Boden erschöpfende und zuverlässige Auskunft, alte Kaufabschlüsse, Stiftungsbriefe und Vermögensaufstellungen bieten weitere, willkommene Fingerzeige.

Ein ansehnlicher Grundstock zur Sammlung ist mit rund 200 Münzen bereits gelegt. In mehreren Ankäufen, u. a. auch aus der seinerzeit zum Verkauf stehenden Sammlung des Historischen Vereins für die Saargegend e. V., gelang es uns, die Basis zu finden, auf der wir weiter organisch aufbauen können, und es darf wohl schon gesagt werden, daß die an musealen Münzsammlungen immer stark interessierte Öffentlichkeit in absehbarer Zeit ein Ausstellungsgut vorfinden wird, das nach den angeführten Richtungen hin eine notwendige und reizvolle Bereicherung der Bestände des Saarlandmuseums bilden wird.

Charakteristische Stücke, die inzwischen in den Besitz des Saarlandmuseums gelangt sind, können an dieser Stelle bereits jetzt — im Sinne einer Vorschau — im Bild gezeigt werden, wobei noch einmal betont werden soll, daß wir Typen, nicht vollständige Reihen einzelner Typen zu erwerben bestrebt sind. Dementsprechend wählen wir als mittelalterliche Leittypen den karolingischen Denar, den Hohlpfennig oder Brakteaten des 13. Jahrhunderts, den hoch- und spät-

mittelalterlichen Pfennig (oder auch Denar), die Turnose als erste mittelalterliche Großsilbermünze im Wert von 12 Denaren und den aus der Turnose entwickelten Groschen. Das späte Mittelalter, dessen merkantile Verhältnisse die Schaffung einer stabilen Goldmünze forderten, ist mit Goldgulden mehrfach vertreten. Die Münzordnungen des Reiches aus dem 16. Jahrhundert lassen neue Münzsorten in den Vordergrund treten, hauptsächlich den Taler, den „Guldner“ oder Gulden aus Silber und deren Teilstücke, Halbtaler, „Kopfstücke“, Testons, Kreuzer, Batzen, Albus usw. Insbesondere waren auch die guthaltigen französischen „Ecus“ oder Taler des 17. und 18. Jahrhunderts in unserer Gegend gerne genommenes Geld, wie auch die lothringischen Testons sich großer Beliebtheit erfreuten. Ein sehr schöner Taler Ludwigs XVI. vom Jahre 1792, auf der einen Seite den Kopf des Königs, auf der anderen die Embleme der Republik zeigend, schließt das 18. Jahrhundert — gleichsam symbolisch — ab. Mit der napoleonischen und nachfolgenden preußischen Zeit beginnt die Münzkunst erheblich abzusinken, indessen werden auch die kunstgeschichtlich wenig beachtlichen Prägungen des 19. Jahrhunderts, soweit sie bei uns umliefen, in unserer Sammlung nicht fehlen dürfen. Die Reichsmünzen nach 1871, die Notmünzen der Inflation, französische Franken und deutsche Reichsmark wie die saarländischen Scheidemünzen runden ein Bild ab, das den Bogen von den Karolingern bis in die Jetztzeit umspannen soll. Nur so kann ein gültiger Eindruck von der Geldgeschichte unserer Heimat unter ihren mannigfachen Aspekten vermittelt werden. In der Vielfalt der Gepräge wird sich einmal mehr die Bedeutung einer Landschaft spiegeln, die zu allen Zeiten im Mittelpunkt europäischen Geschehens stand, und nichts vermag diese Tatsache eindringlicher zu dokumentieren als die Münzen, stumme und doch sehr beredete Zeugen aller Abschnitte eines Zeitraumes, der ein ganzes Jahrtausend bewegter Heimatgeschichte umfaßt.

#### *Zu den Abbildungen*

(Die Beschreibung erfolgt jeweils von links nach rechts.)

#### *Abb. 38 Leittypen des Mittelalters.*

1. Reihe: Denar Karls d. Kahlen (875—877), Bourges.
2. Reihe: Denar von Selz (13. Jahrhundert); Turnose König Philipps IV. v. Frankreich (1285—1314); Mauritiuspfennig (Brakteat) v. Magdeburg (13. Jhd.); Denar v. Straßburg, Conrad v. Lichtenberg (Ende 13. Jhd.)
3. Reihe: Groschen Karls II. v. Lothringen (1390—1431), Siercker Gepräge; Groschen Luxemburg, Jobst von Mähren (1388—1411); Groschen v. Metz, Dietrich v. Boppard (1365—1384).
4. Reihe: Goldgulden Erzbistum Trier, Werner v. Falkenstein (1388—1418); Goldgulden Erzbistum Mainz, Adolph v. Nassau (1373—1390); dto, Johann II. v. Nassau 1397—1419).
5. Reihe: Goldgulden Kurpfalz, Friedrich I. (1449—1476); Goldgulden der Stadt Metz (Anfang 15. Jhd.) von besonders zierlichem Schnitt; Goldgulden Kaiser Sigismund (1410—1437), Mzst. Hamburg.

#### *Abb. 39 Leittypen 16.—18. Jahrhundert*

1. Reihe: Taler Ensisheim, Erzherzog Ferdinand v. Österreich (1564—1595); Nottalerklippe Straßburg 1592, Johann Georg V. v. Brandenburg (1592—1605); Taler der Stadt Metz, 1640. (Klippen sind eckige Notmünzen von vollem oder reduziertem Wert, die z. B. von belagerten Städten ausgegeben wurden. Oft sind sie aus dem zerschnittenen Tafelgeschirr wohlhabender Bürger oder aus Kirchensilber geprägt.)

2. Reihe: Guldner (Guldentaler) der Stadt Straßburg (16./17. Jhd.), Gulden Hanau=Lichtenberg, Philipp Reinhard (1685–1712), 1693; (1 Gulden = 60 Kreuzer).
3. Reihe: Zwei Testons Karls II. v. Lothringen (1545–1608), beide in Nancy geprägt (Testons oder „Kopfstücke“ liefen im ganzen Rheinland um und galten 20 Kreuzer oder  $\frac{1}{3}$  Gulden); Teston Hanau=Lichtenberg, Johann Reinhard (1559–1625).
4. Reihe: „Dicken“ (20 Kreuzer) der Stadt Straßburg v. Anfang d. 17. Jhdts; „Dicken“ der Stadt Hagenau v. Anfang des 17. Jahrhunderts.
5. Reihe: Ecu König Ludwigs XIV. von Frankreich (1643–1715), 1673, Paris; Louisd'or Ludwigs XVI. von Frankreich (1774–1793), 1786, La Rochelle; Ecu Ludwigs XVI. von Frankreich, 1792, Paris.

## SAARLÄNDISCHER KUNSTBESITZ AUF REISEN

Die Moderne Galerie des Saarland=Museums im Urteil der Kritik

VON ERICH BOURFEIND

Als im Jahre 1951 der Direktor des Saarland=Museums, Rudolf Bornschein, begann, als besondere Abteilung eine Moderne Galerie aufzubauen, konnte dieser Plan als sehr gewagt erscheinen. Der übernommene Sammlungsbestand war gering, Werke des 19. Jahrhunderts fehlten, und ein beträchtlicher Teil der mehr beiläufig erworbenen Graphik des 20. Jahrhunderts war der sogenannten Ziegler-Säuberungsaktion des Nationalsozialismus zum Opfer gefallen. Da in allen öffentlichen und teilweise auch in privaten Sammlungen die „entarteten“ Kunstwerke entfernt, vernichtet oder in das Ausland gegen Devisen verkauft, also Mangelware waren, sah sich die Museumsleitung bei ihrem Beginnen im scharfen Wettbewerb mit den anderen Museen und Sammlern, die alle bedacht waren, die entstandenen Lücken auszufüllen oder ihren geretteten Besitz zu erweitern. Daß dabei auch das Preisniveau stieg, ist kaum zu verwundern. Fachmännischem Können, hartnäckigem Spürsinn und geschicktem Verhandeln, unterstützt von den verantwortlichen Stellen der Regierung und der Stadt Saarbrücken, ist es gelungen, in wenigen Jahren eine moderne Sammlung aufzubauen, die – obgleich sie noch Lücken aufweist – in ihrem künstlerischen Rang unbestreitbar ist. Diese Behauptung ist keineswegs eine *captatio benevolentiae*, sie ist vielmehr leicht zu erhärten durch die Erfolge auf den Gastreisen, die die Saarbrücker Sammlung aus Raumnot angetreten hat. In dem Urteil der Fachkritik – von der saarländischen sei der Objektivität wegen abgesehen – kommen sie eindeutig zum Ausdruck.

Im März 1956 wurde die Moderne Galerie des Saarland=Museums im Staatsmuseum Luxemburg ausgestellt. Damals schrieb das Luxemburger Tageblatt (24. März 1956): „Was ist am erstaunlichsten? Daß das Museum einer relativ kleinen Stadt all diese Werke besitzt? Oder daß es sie im Laufe der letzten fünf Jahre erworben hat? Beides erfährt man jedenfalls nicht ohne Überraschung. Denn um was für Werke handelt es sich? So gut wie nur um solche, die bekannte, vielfach sogar berühmte Namen tragen. Und nicht bloß das: in der Regel sind die Bilder auch an sich bedeutsam. Einzelne

haben neben ihrem ästhetischen noch einen historischen Wert; sie vertreten ihre Schöpfer aufs beste und lassen klar die Rolle erkennen, welche diese in der Geschichte der modernen Malerei gespielt haben.“ – In der Beilage des Luxemburger Wortes (28. März 1956) war zu lesen: „Die Saarbrücker Sammlung gibt, unbeschadet einiger Lücken, einen ungefähren Überblick über die Hauptströmungen deutscher und französischer Malerei und Graphik von etwa 1850 bis 1950, vom Realismus des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.“ – Die hohe Wertung der saarländischen Sammlung spricht auch aus dem Mahnruf der Zeitung „Letzeburger Land“ (23. März 1956) an die für das Luxemburger Kulturleben zuständigen Stellen: „Erst 1951 begann das saarländische Museum mit dem Ankauf der 156 Bilder, die wir heute in Luxemburg bewundern dürfen und von welchen ein Großteil zu den Meisterleistungen der Malerei des letzten Jahrhunderts gehören . . . Das Saarland beweist, daß auch ein kleines Land eine äußerst wertvolle Schau von Kunstwerken in kurzer Zeit zusammentragen kann, wenn es über den nötigen Enthusiasmus verfügt. Gegen finanzielle Bedenken ist zu sagen, daß Bilder wie die, die uns das Saarland-Museum heute im Staatsmuseum zeigt, eine denkbar gute Kapitalanlage darstellen. Man könnte in unserem Haushaltplan 1956 Dutzende von Krediten aufzeigen, die dem Lande keinerlei dauernden Besitz sichern.“

Die Ausstellung der modernen Sammlung in Luxemburg war gleichsam ein erster Testversuch. Dem kritischen Urteil kam insofern besondere Bedeutung zu, als in Luxemburg durch vorhergehende ausgezeichnete Gastausstellungen aus Köln (Sammlung Dr. Haubrich), Paris, Gent, Straßburg gewichtigte Vergleichsmaßstäbe gegeben waren. Daher wurde hier die Luxemburger Ausstellung auch eingehender betrachtet. Die kritischen Beurteilungen weisen auf eine Reihe von Gesichtspunkten hin, die sich später bei den Rezensenten der Gastausstellungen in anderen Städten in mehr oder minder betonter Form wiederholen, also mehr cursorisch behandelt werden können.

Die vielleicht schwerste Wertprüfung erwartete die moderne Sammlung in Mannheim, der ersten Station einer längeren Gastreise, die im April dieses Jahres mit noch erweitertem Besitz angetreten wurde. Die Mannheimer Kunsthalle, die unter den großen deutschen Museen mit in vorderster Linie steht, hat selbst eine vortreffliche moderne Sammlung. Es mußte sich nun erweisen, ob die Saarbrücker „Moderne Galerie“ daneben bestehen kann. Diese Prüfung ist ohne Vorbehalte bestanden worden. In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (12. März 1957) wurde in einer ausführlichen Besprechung von einem „Ensemble von Klassikern“ gesprochen. Weiter hieß es: „Es verhält sich so, wie Dr. Fuchs im Vorwort des Katalogs schreibt: Die beiden Sammlungen ergänzen sich höchst vorteilhaft, so daß man während der Ausstellungswochen in Mannheim einen Überblick über die beiden Phasen der deutschen Kunstgeschichte gewinnen kann, wie er sich selten bietet“. – In der Mannheimer Allgemeinen Zeitung (11. März 1957) war zu lesen: „Das Saarland-Museum hat seit dem Jahre 1951 die selbst auferlegte Beschränkung, ein Heimatmuseum zu sein, aufgegeben und unter seinem Direktor Bornschein damit begonnen, eine Sammlung moderner Kunst aufzubauen, die geeignet ist, aus dem seitherigen Provinzialismus herauszuführen und dem Institut den Rang eines über eine lokale Bedeutung hinausweisenden Kunstzentrums zu geben.“ – In Mannheim war das Interesse des Publikums so groß, daß die erste Auflage des mit

besonderer Sorgfalt ausgestatteten Katalogs bald vergriffen und eine zweite Auflage notwendig war.

Bei dem Saarland-Museum in Saarbrücken gingen von deutschen Museen bald Anfragen über Anfragen wegen Überlassung der Sammlung für eine Ausstellung ein. Mit Rücksicht auf frühere Vereinbarungen und aus Termingründen konnten unmöglich alle Wünsche erfüllt werden. Immerhin zeigte sich dabei, daß die Saarbrücker Sammlung grosses Interesse bei der Fachwelt gefunden hat. Mehr noch als die damit gegebene Bejahung der künstlerischen Qualität muß die Ausstrahlung hervorgehoben werden, die über die engeren Landesgrenzen hinaus das saarländische Kulturwirken in den Blickpunkt einer breiteren Kunstöffentlichkeit rückt. In geradezu paradoxer Weise wurde die eigene Raumnot des Saarland-Museums für eine Reihe westdeutscher Museen eine glückliche Gelegenheit, ihrem Publikum entweder eine Erweiterung des eigenen Besitzes zur Abrundung der Vorstellung von moderner Kunst zeigen zu können oder sogar erstmalig eine solche Vorstellung zu vermitteln.

Auf der Ausstellungsreise kam die Saarbrücker Sammlung auch nach Freiburg und wurde im Augustiner-Museum gezeigt. Dazu schrieb die Badische Volkszeitung (13. Mai 1957): „Unter den deutschen Museen kann sich wohl keines rühmen, im Verhältnis zu den zur Verfügung stehenden Mitteln so preiswert und glücklich eingekauft zu haben . . . Die Bilder selbst bieten eine respektable Entwicklung dessen, was in der deutschen Kunst des 20. Jahrhunderts Geltung gewann.“ Die Badische Zeitung (3. Mai 1957) bekannte: „Eine große tiefe Freude kann der Kunstfreund jetzt angesichts der in den Sonderräumen des Augustiner-Museums gezeigten Ausstellung erfahren.“

Mit der Übersiedlung der Sammlung nach Schloß Morsbroich, unweit Düsseldorf, das durch seine großen Ausstellungen in Kunstkreisen bekannt ist, richtete sich die Ausstrahlung der saarländischen Sammlung auf den nordrhein-westfälischen Raum. Die Kölner Rundschau (13. Juli 1957) schrieb zu der Morsbroicher Ausstellung: „Trotz der Zufälligkeit des Angebots auf dem heutigen Kunstmarkt, trotz der immer ansteigenden Preise bei den wirklich namhaften Künstlern, vor allem trotz der finanziellen Beschränkung bei einer kleinen Galerie konnte hier für Saarbrücken eine Sammlung zusammengefaßt werden, die ein eigenes festumrissenes Gesicht hat und die nunmehr weit über die Grenzen des Saarlandes hinaus Beachtung verdient.“

Danach hatte der Württembergische Kunstverein Stuttgart die moderne Sammlung des Saarland-Museums in seinen Räumen zu Gast. In einer ausführlichen Besprechung hob die Stuttgarter Zeitung unter der Überschrift „Schätze moderner Malerei“ (20. Juli 1957) hervor, daß die Sammlung „trotz ihrer zahlenmäßigen Beschränkung durchaus neben älteren gleichartigen Einrichtungen besteht“. Auch die Überschrift einer eingehenden Würdigung der Cannstadter Zeitung (23. Juli 1957) drückte die volle Anerkennung des künstlerischen Wertes der Sammlung aus: „Kostbare Schätze des Saarland-Museums“. – Die Allgemeine Zeitung für Württemberg (25. Juli 1957) sprach von der Ausstellung als einer „sommerlichen Attraktion“. Es hieß dann weiter: „Diese jüngste öffentliche Kunstsammlung in Deutschland, die seit 1951 ins Leben trat, hat unter ihrem Leiter Rudolf Bornschein bereits in dieser knappen Frist ein eigenes Gesicht und künstlerisches Wertgewicht gewonnen.“

Die dann folgende Ausstellung der Saarbrücker Sammlung im Simeonstift in Trier hatte eine besondere Funktion, insofern sie für viele Besucher die erste Begegnung mit schon fast klassisch gewordenen Originalwerken der modernen bildenden Kunst war. So groß die Schätze der Trierer Sammlungen an historischen Kunst- und Kulturwerten sind, die Stadt besitzt keine geschlossene Moderne Galerie. Im Trierischen Volksfreund (17. September 1957) hieß das Urteil: „Man geht mit staunenden Augen von Bild zu Bild, betrachtet Werke, von denen viele bereits ihre Eigengeschichte und ihr Schicksal haben, von denen einige wohl auch noch in Jahrzehnten als Kronzeugen einer Epoche angerufen werden, die gegen die Behäbigkeit, Bürgerlichkeit, gegen die Versimplifizierung der Welt durch den Realismus und Naturalismus rebelliert.“ – Inzwischen ist die saarländische Sammlung in Karlsruhe angelangt und wird in den Räumen des Badischen Kunstvereins mit demselben großen Erfolg gezeigt.

Es konnte und sollte hier nur eine begrenzte Zahl von Fachkritiken wiedergegeben werden, zumal sich – abgesehen von der Wertung der einzelnen Maler und ihrer Werke – die Urteile über die Sammlung wiederholen. Allgemein wird mit uneingeschränkter Anerkennung und auch mit Verwunderung festgestellt, daß die Sammlung systematisch, mit sicherem Blick für Qualität aufgebaut wurde und das trotz der mannigfachen erschwerenden Umstände, wie Mangelware, steigende Preise, Wettbewerb der Interessen und Zoll- und Devisenbestimmungen für das Saarland. Mit Genugtuung heben zahlreiche Rezensenten hervor, daß – wie es in der Stuttgarter Zeitung (21. März 1957) zu lesen war – „über das Saarland=Museum wichtiger deutscher Kunstbesitz, der uns durch die Entarteten=Aktion des Jahres 1937 verlorengegangen war, durch Kauf aus dem Auslande wieder zurückgekehrt ist“. Bedeutende Gemälde der Saarbrücker Sammlung (von Kirchner, Nolde und Corinth) befanden sich vor ihrer Verbannung in der Kunsthalle Hamburg, im Dessauer Museum, der Stuttgarter Staatsgalerie, dem Kaiser=Friedrich=Museum Magdeburg und in der Berliner Nationalgalerie, Museen, die über ein traditioniertes Werturteil beim Erwerb von Kunstwerken verfügten.

Die künstlerische Qualität der Modernen Galerie wird aber auch durch die Tatsache bezeugt, daß von dem Saarland=Museum immer wieder Leihgaben für große Ausstellungen erbeten und auch zur Verfügung gestellt wurden. So für die Weisgerber=Ausstellung in München, für die Ausstellung „Deutsche Impressionisten“ in der Schweiz, für die Nolde=Ausstellung in Kiel, für die Otto=Müller=Ausstellung in Hannover, für die Carl=Hofer=Ausstellung in Berlin und für die Ausstellung „Verkannte Kunst“ während der Ruhrfestspiele in Recklinghausen. Die Otto=Müller- und Hofer=Ausstellungen wurden noch in verschiedenen anderen deutschen Städten gezeigt. Zur Zeit ist in dem Museum of Moderne Arts in New York die erste große repräsentative Nachkriegsausstellung „Deutsche Kunst des 20. Jahrhunderts“. Sie wird entscheiden, ob die deutsche Kunst im öffentlichen Urteil der Vereinigten Staaten neben der bisher begünstigten französischen Kunst bestehen kann. Fast drei Jahre wurde diese Ausstellung vorbereitet. Aus deutschem und amerikanischem Museums- und Privatbesitz wurden 178 Werke ausgewählt. Das Saarland=Museum wurde gebeten, aus seiner modernen Sammlung eine Holzplastik von Mataré zu überlassen. Sie nahm den Weg über den Ozean. Auch diese Leihgaben sind Zeugnisse für den künstlerischen Rang der Saarbrücker Modernen Galerie.

## ROLF MÜLLER-LANDAU

Zur Gedächtnisausstellung im Saarlandmuseum

VON WALTER SCHMEER

Abb. 40 u. 41 Im Juni dieses Jahres veranstaltete das Saarlandmuseum in Saarbrücken unter der Mitwirkung der Pfälzischen Sezession eine Gedächtnisausstellung für den im Dezember der Vorjahres 55jährig verstorbenen Maler Rolf Müller-Landau. Eine stattliche Anzahl der gezeigten Arbeiten war aus saarländischem Privatbesitz beigesteuert, ein Beweis dafür, daß der Maler in den letzten Jahren im Saarland hatte Fuß fassen können, wie auch dafür, daß, wenn auch gelegentlich andere Stimmen laut werden, bei uns Interesse und Verständnis für die Kunst unseres Jahrhunderts und ihre Probleme vorhanden sind.

Es wurden in der Ausstellung Aquarelle und Monotypien gezeigt, Arbeiten aus den letzten neun Lebensjahren des Künstlers. Daß sich sein Schaffen zuletzt auf die Technik des Einzeldrucks und seine Vorbereitung in den Aquarellen beschränkte, hat nicht nur das schwere Leiden zum Anlaß, das ihm umfangreichere Arbeiten erschwerte. Vielmehr hat Rolf Müller-Landau wohl in den Monotypien ein seinen Absichten vorzüglich entsprechendes Verwirklichungsmittel gefunden. Der Erfolg, den er — erfreulicherweise auch noch zu Lebzeiten — im In- und Ausland gefunden hat, gründet sich auf diese glückliche Äquivalenz von Ausdrucksabsicht und Technik. Es ist das Werk von Müller-Landau ein Beweis für die zunehmende Bedeutung der „Graphik“ gegenüber der „Malerei“. Sie ist heute zur eigentlichen Technik der „freien Kunst“ geworden, zu dem Mittel, mit dem der Künstler seine Vorstellung zum Ausdruck zu bringen unternimmt, während die Malerei sich mit einer schmückenden Verwendung im Rahmen der Baukunst zu bescheiden geneigt ist.

Die „Aussage“ ist die alte legitime Aufgabe der Graphik, eine Aufgabe, die nach langer Vergessenheit zu Beginn unseres Jahrhunderts von Gauguin, Munch, Ensor und den Expressionisten wiederentdeckt worden ist. Rolf Müllers Graphik ist ein eindringliches Beispiel dafür, wie im Kunstwerk sich Technik und „Weltanschauung“ entsprechen. Es ist nicht so, daß der Künstler mit festem, gleichsam „literarischem“ Programm und lehrhafter Absicht beginnt, sondern es steht das technische Experiment am Anfang, wobei der Schaffende formend und zusammenfügend in seinem Werk ein Ganzes entstehen läßt, das seiner Grundvorstellung vom Geformten und Gefügten entspricht. Nicht durch die Gegenstände seines Bildes gibt er uns ein Abbild seiner Weltvorstellung, sondern durch die Art, wie die Gegenstände geformt und gefügt sind. Wäre die Aussage vorgefaßter Plan und nicht erst das Ergebnis des Schaffens, so wären die bildenden Künstler nur Traktätchenschreiber mit schlecht gewählten Darstellungsmitteln. Das Gegenständlich-Inhaltliche wächst beim formenden Gestalten mit heran und ist formuliert, wenn die Form vollendet ist.

Rolf Müllers Technik, die von ihm für seine Absichten entwickelte Monotypie, beruht auf dem farbigen Holz- oder Linolschnitt, bei dem die druckenden Flächen auf der Druckplatte ausgespart sind, während ihre Umgebung herausgeschnitten worden ist. Für jede Farbe bedarf es einer besonderen Druckfläche. Der Abdruck auf Papier geschieht mit der Hand und ist nicht eine mechanische Vervielfältigung sondern die Fortsetzung und Weiterbildung der mit dem Schneiden begonnenen künstlerischen Arbeit. Wohl verwendet der Künstler seinen Druckstock für mehrere Abzüge, aber eben auch nur der Künstler vermag dies zu tun, und jeder Abzug ist eine unwiederholbare Einzelleistung. Es erhebt sich die Frage, warum ein Mittel der Serienherstellung, wie es der Druck seinem Wesen und Ursprung nach ist, hier für Einzelblätter, für „Originale“ also, angewendet worden ist. Ist nicht die Monotypie schon ihrer Wortbildung nach eine widerspruchsvolle Technik? Wird vielleicht nur mit dem Spleen von

Sammlern spekuliert, für die der Einzelfall der Abweichung von der gleichförmigen Serie wie bei der Briefmarke den Wert erhöht?

Für den Fall Müller-Landau sind diese Fragen zuverlässig zu beantworten. Bei seinen Arbeiten hat die Wahl der Drucktechnik einen guten Sinn: Der von der Druckform aufs Papier übernommene Farbfleck ist etwas als feste Form Gegebenes, sein klar geschnittener Umriß gibt ihm eine Art von Sinnbildwirkung: Er ist „gestempelt“! Bei der Betrachtung einer größeren Reihe von Müllerschen Monotypien wird deutlich, daß der Ausgangspunkt seines Gestaltens meist das Gegeneinander zweier solcher Grundformen ist. Oft tritt als drittes „Motiv“ die von dem Tannenholzdruckstock übertragene Strukturmaserung des Bildhintergrundes hinzu, deren Symbolbedeutung als eines von der Natur gegebenen, unabgeänderten Bestandes nicht angezweifelt werden kann.

Wir vermögen hier etwas von der Grundvorstellung des Künstlers zu erkennen: seine Vorstellung von dem „Gepprägten“. Die Silhouetten solcher Grundbildungen sind meist als ein Gegensatzpaar zusammengefügt, z. B. Kristallinisch-Kantiges gegen Organisch-Gerundetes, dabei ist ihnen allen aber eine zierliche Anmut gemeinsam, die sie in die Nähe der schmächtig zarten Gestalten aus Picassos „blauer Periode“ rückt. Sie haben die gleiche melancholisch stimmende Schönheit des Früh-Vollendeten, sie sind „herausgeschnitten“, und es fehlt ihnen die quellende Wachstumskraft, wie sie etwa den Formen eines Georges Braque eigentümlich ist. (Die vereinzeltten Arbeiten Rolf Müllers, die an Braque denken lassen, liegen außerhalb seines eigentlichen Schaffensanliegens, wie z. B. das Blatt „Barockterrine“, wobei auch daran erinnert werden soll, daß die Gestaltungsgrundlage des Barock der unseres Künstlers gänzlich entgegengesetzt ist.) Wenn nun die Grundsilhouetten, Thema und Gegen thema sozusagen, „gesetzt“ sind, dann beginnt — so glaubt man in den Schaffensvorgang des Künstlers einblicken zu können — der zweite Teil der Arbeit, der eigentlich schöpferische und für seine Persönlichkeit bezeichnende. Er ist behutsam, versöhnlich und voll Ironie, er zielt auf einen Ausgleich, ein Zusammenführen, das zu gleicher Zeit eine Aufgabe der Flächenfüllung wie auch eine weltanschauliche Aussage ist. Hier entfaltet der Künstler seine Phantasie, hierbei fallen ihm seine Themen ein, deren Vielfalt ihn über die meisten seiner Zeitgenossen heraushebt und zu dem Musterbeispiel eines Künstlers macht, der „etwas zu sagen hat“. Hierbei auch eigentlich wird des Malers menschliche Wärme deutlich, die ihn von anderen, wie z. B. von Paul Klee, unterscheidet. (Ohne den er andererseits nicht denkbar wäre!) Während Klees spöttische Genialität in ihrer uneingeschränkten Experimentierfreude zum Nihilismus neigt, herrscht bei Müller-Landau das Humanistische. Eine große Rolle spielt dabei die Farbe, deren subtile Abstimmung die Formen mit sanfter Harmonie verbindet und versöhnt.

Die thematischen Ausdeutungen, die er seinen Gestaltungen gibt, reichen von der antiken Mythologie über die biblische Geschichte ins Allgemein-Menschliche, ins Tages- und Jahreszeitliche, gelegentlich auch ins Scurrile. Im Grunde sind sie aber alle „Variationen über ein Thema“, das in der allgemein menschlichen Fassung „Getrennte Zweisamkeit“ heißt und eben in der Gegenüberstellung zweier Grundmotive besteht, die mit zarter Schonung zusammengeführt werden. Farben und Formen gestatten bei diesem Zusammenführen Variationsmöglichkeiten des Gefühls, die von sanfter Trauer über Gelassenheit bis zu gedämpfter Heiterkeit, in einigen Fällen auch bis zum Humor reichen. Letzterer wird immer dann spürbar, wenn davon die Rede ist, wie menschliche Unzulänglichkeit in Opposition zum Natürlichen steht („Die Selbstgerechten“, „Die geängstigten Nonnen“), oder daß das Natürliche zu einem leichten Sieg über das Unnatürliche kommt („Frühlingsmusik der Telegraphendrähte“). Die eigentlich wichtigen Themen von Rolf Müller-Landau handeln von der sanften Selbstverständlichkeit des großen Naturablaufes, in den das Leben des Menschen, sein persönliches, sein geschichtliches oder sein mythologisches mit der gleichen Unabwendbarkeit einbezogen ist wie das kleine Treiben der Insekten und Vögel. Mit den Jahreszeiten

wecheln Werden und Vergehen, und mit ihnen wechseln Heiterkeit und Trauer. Der Humanismus des Malers ist nicht der klassische einer intellektualistischen Trennung von Mensch und Natur, sondern ein urtümlich naturmythischer. So ist auch seine Form trotz gelegentlicher Anspielung nicht klassizistisch.

Rolf Müllers bezeichnende Jahreszeit ist das Herbstliche. Es fehlt seinen Formen wie den Farben die sommerliche Fülle, es fehlt ihnen das Quellende und das Strahlende. Sie lehren uns, daß nach dem natürlichen Ablauf aller Dinge die vollendete Form das Zeichen des Todes ist. Im Gegensatz zu den schmetternden Klängen der Lebensbejahung, mit denen einige Expressionisten, wie Schmidt-Rottluff oder Pechstein, ihre müde gewordene Zeit aufzurütteln unternahmen, (wobei sie sich gelegentlich einer Kindertrompete bedienten) tönt die Stimme des Malers Rolf Müller-Landau friedlich zart und mit sanfter Melancholie wie das Lied einer Zikade. Sie ist trotzdem eine mutige Stimme, da sie nicht nur das Leben, sondern auch den Tod bejaht.

Dank seines hinterlassenen Werkes wird sie auch nach seinem irdischen Ende nicht so bald verstummen.

## AUSSTELLUNGEN DES SAARLANDMUSEUMS

VON WALTER SCHMEER

Im Juli dieses Jahres brachte das Saarlandmuseum eine Ausstellung von Werken des Malers Alexey von Jawlensky. Der Hauptbestand war von der Kunsthalle Bern übernommen worden, die im Mai und Juni eine Jawlensky-Ausstellung veranstaltet hatte. Die nicht nach Saarbrücken mitgenommenen Bilder waren durch neu hinzugekommene an Zahl und Bedeutung vollwertig ersetzt worden. Dem Saarbrücker Museum gebührt für dieses Unternehmen besonderer Beifall, denn es war nicht nur ein Akt der Wiedergutmachung für einen Geschmähten und Totgeschwiegenen, sondern auch ein wichtiger Beitrag zu der nun möglich gewordenen Übersicht über die Entwicklung der Malerei in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, an der der große Künstler Jawlensky mit der ihm eigentümlichen urwüchsigen Kraft mitgewirkt hat.

Die Ausstellung umfaßte in vorzüglichen Beispielen das ganze Lebenswerk des Künstlers. Man erkannte den von der Malerei des van Gogh angeregten Beginn um 1902 und konnte das von der Berührung mit der Kunst der „Fauves“ veranlaßte Schwanken zwischen dem Dekorativen und dem Expressiven feststellen, das für die Münchner Künstlergruppe „Blauer Reiter“ bezeichnend war.

Während der Freund und Landsmann Kandinsky sich nach einer anfänglichen Gefühlssymbolik der gegenstandslosen Organisation der Bildfläche zuwandte und damit zum Begründer der „abstrakten“ Malerei wurde, entschied sich Jawlensky für die *Aussage*. Die menschliche Gestalt und das menschliche Gesicht beherrschen fortan seine Bilder. Er sucht nach einer ausdrucksvollen Sichtbarmachung seiner Vorstellung von menschlicher Schicksalsgebundenheit. Diese Vorstellung entstammt seinem russischen Volkstum, und es entstammt ihm auch das Streben, zu einer den Ikonen der russischen Kirche vergleichbaren Festlegung der Bildform zu kommen. In den Bildern vor 1914 ist die Farbpracht zugleich vom „Fauvismus“ und von russischer Volkskunst beeinflusst, und es wird bei ihnen immer klarer die Reduzierung von Formen und Farben auf einfache Symbole erkennbar.

Die von dem tief empfindenden Künstler erlebten Erschütterungen in der Verbannung während des ersten Weltkrieges gaben den Anstoß zu seiner letzten Stilform, die aber nicht eine Abkehr von dem bisherigen Weg, sondern ein noch entschiedeneres Weiterschreiten darstellt. Es war ein besonders lobenswerter Einfall der Saarbrücker Museumsleitung, einen ganzen Saal mit den kleinen Bildern zu füllen, auf denen der alte, von zunehmender Gliederlähmung gequälte

Jawlensky immer wieder das von ihm endlich gefundene Ursymbol des menschlichen Gesichtes eingetragen hat. Es entstand so eine ebenso lehrreiche wie erschütternde Reihe. Jawlenskys Beitrag zur „abstrakten“ Malerei, sein Unternehmen, Gedanken und Gefühle mit Hilfe geformter Farbflecke auszudrücken, läßt durch das Sinnbildschema des Gesichts, das zugleich als eine urtümliche Flächenteilung nach Senkrechter und Waagerechter wirkt, des Künstlers unerschütterte Menschlichkeit erkennen. Wir blicken wie durch ein Fenster in ein Gesicht hinein, zugleich blicken wir mit dem Künstler wie aus einem Fenster in die Welt, deren Sinn bei den letzten, winzigen Bildern mit einigen wenigen Farben überzeugend gekennzeichnet ist. Es ist am Ende eine öde und böse Welt, so scheint es: Man blickt in die „Nacht, in der die Wölfe heulen“. Das Malverbot, das das Hitlerregime über den Künstler verhängte, wirkt wie bübische Nachäfferei eines höheren Schicksalspruches: Der Gelähmte malte nicht mehr!

Die Sommerferienpause im Juli und August nutzte das Museum wie schon in mehreren Jahren vorher, um seine Neuerwerbungen der Öffentlichkeit zu zeigen. Erfreulicherweise also ist die „Neue Galerie“ weiter im Wachsen, nachdem es im Vorjahre einmal so ausgesehen hatte, als ob sie durch einen Sieg des Unverstandes dazu verurteilt sei, ein unvollendetes Bruchstück zu bleiben. Während die in den vergangenen Jahren erworbenen Stücke in viel beachteten Ausstellungen ihren Weg, fast könnte man sagen: ihren Triumphzug, durch die westdeutschen Museen machten, waren die Ausstellungswände des Saarbrücker Museums mit den 134 im Laufe des letzten Jahres neu erworbenen Arbeiten völlig ausgefüllt. Die Ausstellung diente der Information, das heißt, es galt nicht, durch geschicktes Zusammenhängen etwas visuell imponierendes zustande zu bringen, als vielmehr Auskunft darüber zu geben, an welchen Stellen und in welchem Umfange das bereits in den Erwerbungen der Vorjahre erkennbar gewordene Bild der Kunst unseres Jahrhunderts ergänzt, abgerundet und erweitert worden ist. 12 Künstlernamen treten in der Sammlung in diesem Jahre zum ersten Male auf.

Es ist diesmal ausschließlich Graphik gekauft worden, Druckgraphik sowohl wie Zeichnungen und Aquarelle. Diese Beschränkung kommt dem deutschen Expressionismus im weiteren Sinne zugute, da dessen wesentliches Betätigungsfeld die Graphik ist. Da schon von Anfang an der Expressionismus die eigentliche Stärke der Saarbrücker „Neuen Galerie“ gewesen ist, dürfte sie wohl bald zu einer der wichtigsten Sammlungen dieser für die deutsche Kunst nach der Jahrhundertwende so charakteristischen Stilform geworden sein.

Allein von Max Beckmann wurden 23 Blätter gekauft, Lithographien biblischen Inhalts von 1911 und Radierungen mit dem so bezeichnenden harten Stil der zwanziger Jahre. Von Käthe Kollwitz wurden 9 Arbeiten erworben, so daß die Lithographienfolge „Tod“ komplettiert wurde und die Holzschnittserie „Krieg“ lückenlos vorhanden ist. Auch Otto Dix ist mit 9 Werken vertreten, und zwar mit einer Serie von Radierungen mit dem Thema „Zirkus“, vorzüglichen Beispielen seines bitteren Realismus. Die 7 Graphiken Erich Heckels sind Dokumente seiner Kriegserlebnisse. Erfreulicherweise konnte das schon gut vertretene Werk Otto Muellers durch schöne Arbeiten noch ergänzt werden. Das Verständnis für die Entwicklung des deutschen Expressionismus wird sehr lehrreich erweitert durch 11 Radierungen von James Ensor, dem wichtigen Vorläufer, der in seinen skurrilen Spukgeschichten die Abstammung von seinem Brabanter Vorfahren Hieronymus Bosch zu erkennen gibt.

Mit zehn Blättern Lyonel Feiningers, von denen die neun erlesen schönen kleinen Holzschnitte früher Eigentum des großherzoglichen Museums in Weimar waren, kommt die nachexpressionistische, aufs Konstruktive gerichtete Strömung aus dem Bereich des „Bauhauses“ zu Wort. Konsequenterweise ist es, daß nun auch Willi Baumeister mit fünf Siebdrucken hinzugekommen und der Begründer der „abstrakten“ Malerei, Wassily Kandinsky, mit drei Blättern aus seinem Zyklus

„Kleine Welten“ vertreten ist. Auch die nachkubistische neue „Archaik“ ist mit zwei Farblithographien von Massimo Campigli aufgenommen worden. Es verdient noch die Tatsache Erwähnung, daß mit den druckgraphischen Blättern nicht „Dutzendware“ erworben worden ist, daß vielmehr die Drucke von ungewöhnlich hoher Qualität sind. In mehreren Fällen nähert sich der Druck auch einer Originalarbeit, dadurch daß ihn der Künstler nachträglich farbig überarbeitet und so einer malerischen Wirkung nahegebracht hat, wie z. B. Otto Mueller bei einer mit Kreide zart modellierten Lithographie und Christian Rohlf's bei dem durch Übermalung völlig verwandelten Holzschnitt „Gefangener“.

Im vergangenen Monat Oktober hatte das Museum einen Gast in seinen Räumen: Der Saarländische Künstlerbund veranstaltete seine Herbstausstellung. Sie ist in diesem Jahre zugleich eine Jubiläumsausstellung, da der Bund vor 35 Jahren gegründet wurde. Bei der Eröffnung konnte der Vorsitzende, Herr Professor Siegle, darauf hinweisen, daß erst mit dieser Gründung so etwas wie die Pflege der bildenden Kunst im Saarland entstanden ist, daß erst seit dieser Zeit die saarländischen Künstler nicht mehr gezwungen sind, sich anderswo eine Wirkungsstätte zu suchen, wie es noch bei Albert Weisgerber der Fall war.

Da der Vertreter des Kultusministers, ebenfalls bei der Eröffnung, die Künstler des Bundes, die er „die besten“ nannte, des Wohlwollens und der Fürsorge der Regierung versicherte, ist wohl die Hoffnung berechtigt, daß es weiterhin möglich sein wird, im Saarland den Acker der Kunst zu bestellen und also die Arbeit des Bundes zu einer Tradition werden zu lassen. In seinem im Ausstellungskatalog abgedruckten Grußwort beglückwünscht der Präsident des Berufsverbandes bildender Künstler Rheinland-Pfalz, Herr Hans Altmeier, die Mitglieder des Bundes dazu, daß sie mit ihrer Synthese zwischen deutscher und französischer Kunst eine echt europäische Aufgabe erfüllt haben.

Der Charakter eines Jubiläums wird auch dadurch hervorgehoben, daß Richard Eberle dem gediegen ausgestatteten Katalog eine kurze aber exakte Darstellung der Geschichte des Bundes vorangestellt hat und daß in zwei Sälen Werke der verstorbenen Mitglieder gezeigt werden. So sieht man das zügig gemalte Bildnis Richard Wenzels von Otto Weil, dazu noch einmal Wenzel als bizarre Figur von ihm selbst, gediegene Architekturlandschaften von Helmut Becker und zwei frühe Arbeiten von Richard Becker, ein zart empfundenes Blütenstillleben von Ruth Neu-Dietrich. Die Arbeiten des früh verstorbenen Willi Kirchen lassen noch einmal deutlich werden, welche feine Begabung das Saarland mit ihm verloren hat.

Die Gelegenheit des Jubiläums läßt die Frage aufkommen, welche Entwicklung der 1922 gegründete Bund genommen und welches Gesicht er heute hat. Die Auskunft hierüber wird etwas erschwert, dadurch daß die Vielzahl der gezeigten Arbeiten in den wenigen Räumen verwirrend ist, auch dadurch, daß einzelne Künstler durch das Einfügen älterer Arbeiten die Entwicklungsgeschichte des Bundes durch das Aufzeigen ihrer eigenen Entwicklung offenbar illustrieren wollten. Die schon öfter als erfreulich angesprochene Tatsache der stilistischen Vielfalt ist auch diesmal wieder zu registrieren. Sie ist das eigentliche Kennzeichen eines Künstlerbundes, der es schon zu jubiläumswürdigem Alter gebracht hat, und also ein Wachstumsergebnis. Trotzdem also die Stilabweichungen von einem elegant stilisierten Realismus bis zu intransigentem Abstraktion reichen, ist etwas wie eine Majorität zu erkennen, die demnach als charakteristisch saarländisch angesprochen werden muß:

Zehn der ausstellenden Künstler sind — in mehr oder weniger exaktem Sinne — als Kubisten zu bezeichnen, das heißt sie bauen ihre Bildflächen aus einheitlichen Grundformen, die teils geometrisch hart und spitz (Steilen), teils elastisch oder quellend sind (Schuler). Dabei wechselt die Wirkung zwischen dem Eindruck des Zusammenbauens im Sinne des Pariser Kubismus von 1910 (Dahlem) und einer

auflösenden Zersplitterung in der Art des „Futurismus“ (Junker). Die inhaltliche Ausdeutung variiert von einer Stilisierung südlicher Landschaft und Architektur (Münster) über eine expressive Darstellung menschlichen Schicksals (Berberich) zur Parabel von mechanischer Funktion (Huschens) und zur Allegorie von Gefühlsstimmungen (Merz). Eine nicht saarländische anmutende Variation stellen Franks Kompositionen mit klassizistischen Motiven dar. Die reine Abstraktion ist verhältnismäßig selten vertreten, am stärksten bei Clüßerath.

Von den in der Struktur ihrer Bilder nicht vom Kubismus bestimmten Künstlern ist der nun zum Senior gewordene Zolnhofer zweifellos der markanteste. Seine Stärke ist nach wie vor die ungewöhnliche Mischung von inhaltlicher Versonnenheit und technisch-malerischer Bravour. Man lernt bei ihm, daß die Ölfarbe ein poetisches Mittel sein kann. Wo bei der Tempera die Pracht der Materie fehlt, da fehlt auch gleich die Poesie! Bei dem anderen Erzähler, Kossow, wird das Poetische von kunstgewerblicher Erstarrung bedroht.

Die Bildhauer, schon zahlenmäßig eine bescheidene Minorität, kommen mit ihren kleinen Plastiken gegen die Wände ihrer Malerkollegen nicht recht auf. Es ist natürlich auch zu bedenken, daß eine Ausstellung, besonders eine an den Wänden eines Museums, die „Bildermalerei“ stark hervortreten läßt. Es tritt dadurch nicht recht deutlich in Erscheinung, daß auch bei dem Saarländischen Künstlerbund das gemalte Bild nicht mehr die Rolle spielt wie vor 35 Jahren. Die Kunst von heute, ganz zu schweigen von der Kunst von morgen, kennt andere Möglichkeiten. Wenn der Bund dies nicht erkannt hätte, wäre er mit 35 Lebensjahren bereits zum Greis geworden.

Es bedeutet wirklich einen Sieg über die Raumnot und ein kluges Ausnutzen aller Möglichkeiten, daß die durch die Abwesenheit der „Modernen Galerie“ frei gewordenen Räume im Oberstock des Museums zu einer Ausstellung „Englische Graphik der Gegenwart“ dienen. Die kleine Schau von Originalgraphiken wird der Kulturabteilung der Königlich Britischen Botschaft in Bad Godesberg verdankt und soll nach Saarbrücken auch in Kaiserslautern und Trier gezeigt werden. Um den Zeichnungen und Aquarellen gerecht zu werden, muß man wissen, daß sie zum großen Teil von Bildhauern gemacht worden sind und als Vorstudien zu plastischen Arbeiten gedient haben. So sehen wir Arbeiten von Henry Moore, Kenneth Armitage, Lynn Chadwick und Barbara Hepworth. Diese Künstler nehmen in der modernen Plastik eine besondere Stellung ein, da sie von den konventionellen Inhalten zu einer Art von „Befreiung“ des Materials vorgestoßen sind, bei der, vergleichbar etwa der abstrakten Malerei, die Gesetze des Körperhaften ohne Bindung an menschliche Anatomie erforscht werden. Außerdem wendet sich bei ihnen sehr deutlich das Interesse vom Konkreten des Körpers zum Abstrakten des Raumes, entweder in der Weise, daß das Körperhafte, zur flachen Schalenwand reduziert, das Raumvolumen abgrenzt oder daß der Draht als letzter Rest tastbarer Substanz Raumkanten bezeichnet. In dieser „Raumkunst“, die nicht Künstlerwillkür sein muß, zumal sie als charakteristisches Merkmal einer Stil-Endform in der Romanik, der Gotik und im Barock aufgetreten ist, entsteht beim Künstler eine Verfeinerung des Raumgefühls, die für den Außenstehenden nicht ohne weiteres nacherlebbar ist.

Erst recht schwierig wird es, wenn der Künstler seine Vorstellung von Raumvolumen zu seinem eigenen Studium auf die Fläche des Papiers überträgt. Es hätte das Verständnis erleichtert, wenn es möglich gewesen wäre, die Schau durch das Aufstellen einer Plastik der vertretenen Künstler zu ergänzen. So bleibt der etwas unverbindliche Eindruck des „graphisch Interessanten“. Bei näherem Hinsehen entdeckt man dann allerdings, daß die Künstler als Zeichner mit dem Stift auf der Fläche ihr Grundanliegen, die Antithese Körper-Raum, mit subtilem Abwägen auf den Gegensatz von Papierleere und Graphitmaterie übertragen haben und so mit den Elementen des Graphischen kombinieren, wie sie es in ihrer Bildhauerpraxis mit Luft, Stein und Metall tun.

## MITARBEITER

1. Prof. Dr. J. A. Schmoll gen. Eisenwerth  
ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes  
Saarbrücken 3, Planckstraße. 7
2. Dr. Heinrich Gremmels, Stadtdirektor  
Königslutter am Elm, Am Plan
3. Hans Haug, Directeur des Musées de la Ville de Strasbourg  
2, Place du Château, Strasbourg
4. Dr. Walter Dieck, Direktor des Museums der Stadt Trier  
Trier, Im Simeonstift
5. Henri Hiegel, Professeur au Lycée  
47, Rue Clemenceau, Sarreguemines
6. Dr. A. Jacob  
Mondorf (Saar)
7. Kurt Baumann, Oberstudienrat  
Speyer, Eugen-Jäger-Straße 1
8. Dr. Hans Ried, Studienrat  
Güdingen, Saargemünder Straße 138
9. Erhard Dehnke, Lehrer  
Saarbrücken 2, Große Schulstraße 13
10. Dr. Erich Bourfeind, Feuilleton-Redakteur  
Saarbrücken 2, Kanzemer Weg 9
11. Walter Schmeer, Oberstudienrat  
Schafbrücke (Saar), Kaiserstraße 38

Fotos: Abb. 3, 7, 14 und 15: Alice Bommer, Strasbourg / Abb. 4: Photo «Huck», Strasbourg / Abb. 5: Paulus Leeser, Camera-Clix, New York / Abb. 6: Marc Foucault, Strasbourg / Abb. 8, 9 und 12: Musée de la Ville de Strasbourg / Abb. 11: Photo Azibert, Strasbourg / Abb. 13: SATO, Strasbourg / Abb. 16 und 19 bis 25: Harald Bookmann, Kunsthistorisches Institut der Universität des Saarlandes / Abb. 17 und 18: K. Ludwig, Kunsthistorisches Institut der Universität des Saarlandes / Abb. 26: Dr. Walczak, Köln-Lindenthal / Abb. 27: Stadt Trier / Abb. 28, 29, 30 und 33: Museum der Stadt Trier / Abb. 31, 32 und 34: Landesmuseum Trier / Abb. 35, 36 und 37: Klischees, entnommen aus dem neuerschienenen, hochwertigen Werk „Das barocke Zweibrücken und seine Meister“, herausgegeben von Julius Dahl und Karl Lohmeyer, Landau, Henschelheim-Klingen (Pfalz) / Das Bildnis Lohmeyers von F. Falk, Ottweiler, ist der von K. Schwingel 1954 herausgegebenen „Festschrift für Karl Lohmeyer“, West-Ost-Verlag Saarbrücken, entnommen.

## REDAKTIONSAUSSCHUSS

1. Friedrich Margardt, Stadtdirektor und Stadtschulrat  
Kulturdezernat der Stadt Saarbrücken
2. Peter Zenner, Stadtschulrat  
Kultur- und Schulamt der Stadt Saarbrücken
3. Prof. Dr. Adolf Blind, ord. Professor an der Rechts- und  
Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt
4. Rudolf Bornschein, Museumsdirektor  
Saarbrücken, Mainzer Straße 67
5. Dr. Wilhelm Dillinger, Leiter des Staatl. Büchereiamtes  
Quierschied, Beethovenstraße 3
6. Dipl.-Ing. Wilhelm Feien, Stadtbaudirektor  
Saarbrücken, Am Staden 21
7. Kurt Hoppstädter, Eisenbahnnamtmann  
Neufechingen, Peter-Paul-Straße 19
8. Dr. Josef Keller, Archäologe, Landeskonservator  
Saarbrücken, Weinbergweg 11
9. Walter Kremp, Regierungsrat und Leiter der Oberen Naturschutzbehörde  
Landesbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege  
Ottweiler, Schiffweilerstraße 11
10. Heinrich Kuhn, Oberstudiendirektor, Leiter des Realgymnasiums Völklingen  
Saarbrücken, Geißlerstraße 17
11. Prof. Dr. Eugen Meyer, ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes  
Saarbrücken, Planckstraße 5
12. Prof. Dr. Josef Müller-Blattau, Direktor des Staatl. Konservatoriums  
und ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes  
Saarbrücken, Kohlweg 18
13. Prof. Dr. Josef Quint, ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität Köln
14. Prof. Wilhelm H. Recktenwald, Staatl. Konservatorium  
Saarbrücken, Guerickestraße 68
15. Kurt Seidel, Oberstudiendirektor  
Leiter des Städt. Mädchenrealgymnasiums Saarbrücken  
Saarbrücken, Graf-Philipp-Straße 11
16. Prof. Dr. J. A. Schmoll, gen. Eisenwerth  
ord. Prof. an der Phil. Fakultät der Universität des Saarlandes  
Saarbrücken, Planckstraße 7
17. Karl Schwingel, Direktor d. V.  
Ottweiler, Martin-Luther-Straße 36
18. Dr. Günther Stark, Intendant des Stadttheaters Saarbrücken  
Saarbrücken, Scheidter Straße 147
19. Prof. Dr. Otto Steinert, Direktor der Schule für Kunst und Handwerk  
Saarbrücken, Am Zollstock 23

